

Lichter, die uns begleiten

Gedanken zu den christlichen Festen

Augustin Schmied

Vorwort

Christliches Leben heißt nicht nur, Feste zu feiern. Auch und gerade im nüchternen Alltag und Werktag können und sollen Glaube, Hoffnung und Liebe gelebt werden, geschieht die Formung, die der christlichen Berufung entspricht.

Aber Feste ermöglichen, „das Haupt zu erheben“, die grundlegenden und tragenden Wirklichkeiten des Glaubens in den Blick zu bekommen, Gemeinschaft im Glauben zu erleben. Die Feste sind „Lichter“, die uns Jahr für Jahr begleiten und die auf das Ganze des Lebens ausstrahlen.

Was die Hauptfeste betrifft, wird auch auf die vorbereitende Phase Bezug genommen. Konkrete Anlässe für die hier gesammelten Betrachtungen waren zumeist die jeweiligen Gottesdienste und die darin zu haltenden Ansprachen. Die ursprünglichen Texte wurden aber erweitert und in eine „objektivere“ Diktion gebracht.

Gars am Inn,
im Juli 2012

Augustin Schmied

Vorwort	2
Weihnachtsfestkreis	7
Adventszeit	7
1. Advent, noch nicht Weihnachten	7
<i>Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi.</i>	8
<i>„Bis du kommst in Herrlichkeit“</i>	10
2. „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“	11
<i>Die Not in der Welt</i>	12
<i>Dem Erlöser Raum geben</i>	14
Weihnachtswoche	17
1. Am Vorabend des Festes –	
ein Blick auf den Stammbaum Jesu.....	17
<i>Leben mit positiven und negativen Vorgaben</i>	17
<i>Grenzen, die kein Unheil sind</i>	19
2. Am Weihnachtstag	20
2.1 Offenbarung im Kinde	20
<i>Ein neues Gottesverständnis</i>	21
<i>Den Lebensanfang Jesu nicht vom Ganzen</i>	
<i>seines Lebens trennen</i>	23
<i>Das Zeichen sehen</i>	24
2.2 Das „Wort“, das „Fleisch geworden“ ist.....	25
<i>Jesu Sprechen – ein Ereignis</i>	25
<i>Einheit von Wort und Leben</i>	26
<i>Gott zur Sprache gebracht</i>	27
3. „Heilige Familie“	29
<i>Das Leben - ein Werden</i>	29
<i>Eigenständigkeit und Miteinander</i>	30
4. Fest der „Erscheinung des Herrn“ (Epiphanie)	33
<i>Die Symbolik</i>	33
<i>Die Glaubensbotschaft</i>	34
5. Fest „Darstellung des Herrn“ („Mariä Lichtmess“).....	37

<i>Jesus im Tempel</i>	37
<i>Der Gott Geweihte</i>	38
<i>Begegnung</i>	38
<i>Licht für die Heiden,</i>	
<i>Ruhm (Herrlichkeit) für das Volk Israel</i>	39
6. Fest der Taufe des Herrn	41
<i>Jesus auf der Seite der Menschen</i>	42
<i>Der geliebte Sohn</i>	44
<i>Im Sohne Zugang zum Vater</i>	45
Osterfestkreis	46
Die „drei österlichen Tage“	46
1. Gründonnerstag - Abendmahl und Fußwaschung	46
2. Karfreitag - ein Blick in Abgründe	49
3. Am Ostertag – dem Fest ein Echo gönnen	53
<i>Ostern in verschiedenen Lebenssituationen</i>	53
<i>Jesus: der „Lebendige“</i>	54
<i>Teilhabe am Leben des Auferstandenen</i>	55
<i>Dem neuen Leben Raum geben</i>	57
Osterzeit	59
1. „Weisser Sonntag“ – ein Hoffnungsbild	59
<i>Was sich am Ursprung gezeigt hat</i>	59
<i>Was auch heute gilt</i>	60
2. Der „Gute Hirt“	62
<i>Der „Gute Hirt“ in der frühchristlichen Kunst</i>	62
<i>Wurzeln des Bildes</i>	64
<i>Der „Gute Hirt“ und die „guten Hirten“</i>	65
3. Christi Himmelfahrt – Jesus zum „Herrn“ geworden	66
<i>Vorbemerkung</i>	66
<i>Unerhörte Aussagen</i>	67
<i>Was „Größe“ und“ Macht“ heissen kann</i>	68
<i>Lebensmacht und Heilsmacht</i>	69

	<i>Kein Ausblenden des Kreuzes</i>	70
	<i>Abschied und neue Nähe</i>	71
4.	Pfingstfest – Der Geist Gottes und sein Wirken.....	72
4.1	Die biblischen Texte	72
	<i>Das „Pfingstereignis“: ein Geschehen, das nach außen dringt</i>	72
	<i>Der Geist: seine Gaben im Leben der Kirche/Gemeinde</i> .	73
	<i>Geistmitteilung im Anhauchen</i>	74
4.2	Wie der Geist sich heute zeigt.....	74
	<i>Weithin sichtbare Zeichen</i>	74
	<i>Der Geist der Charismen</i>	75
	<i>Leise und schlichte Formen des Geistwirkens</i>	76
	<i>Um den Heiligen Geist bitten</i>	77
	Im Jahreskreis	79
1.	Dreifaltigkeitssonntag – Bekenntnis und Bilder.....	79
	<i>Gott Vater, Sohn und Geist</i>	80
	<i>Zugangswege zum dreieinen Gott!</i>	80
2.	Fronleichnam – festliche Verehrung der Eucharistie.....	84
	<i>„Ein so großes Sakrament“</i>	84
	<i>Gegenwärtig als er selbst und mit allem, was er für uns getan hat!</i>	85
	<i>Die zwei Grundrichtungen des Lebens Jesu</i>	85
	<i>Die Fronleichnamsprozession</i> – <i>Verehrung der aufbewahrten Eucharistie</i>	87
3.	Herz-Jesu-Fest – eine fundierte Form christlicher Frömmigkeit.....	90
	<i>Beispielhafte Herz-Jesu-Verehrer aus neuerer Zeit</i>	90
	<i>Zum Inhalt der Herz-Jesu-Verehrung</i>	94
4.	Kirchweihfest: Haus Gottes – Volk Gottes	95
	<i>Kirche aus „lebendigen Steinen“</i>	95
	<i>Kirchengebäude als heilige Zeichen</i>	97
	<i>Kirchen in unserem Leben</i>	100

5.	Allerheiligen –	
	die große Zahl der ans Ziel Gekommenen	101
	<i>Gott, der heiligt</i>	102
	<i>Leben in Heiligkeit</i>	102
	<i>Die „Heiligen“ als Ermutiger</i>	104
6.	Christkönigssonntag – Ein anderer König.....	104
	<i>Hoffnung auf Heil</i>	105
	<i>Die Art des „Königs“ Christus</i>	107
	Mariefeste	110
1.	Fest der Verkündigung des Herrn (25.März).....	110
	<i>Ein wichtiges Ereignis der Heilsgeschichte</i>	110
	<i>Ein Ereignis ohne Aufsehen</i>	111
	<i>Maria als Fürbitterin</i>	113
2.	Fest der Aufnahme Marias in den Himmel.....	114
	<i>Sprache der Bilder</i>	114
	<i>Maria - Christus</i>	115
	<i>Aufnahme finden</i>	116
	Anmerkungen	118

Das Kirchenjahr kennt zwei herausragende liturgische Zeiten: den Oster- und den Weihnachtsfestkreis. Letzterer hat sich in Entsprechung zum zentralen Osterfestkreis herausgebildet. Er beginnt mit dem ersten Sonntag im Advent und endet mit dem Sonntag nach dem Fest der „Erscheinung des Herrn“ („Epiphanie“). Darüber hinaus gibt es Feste, die den grundlegenden Inhalt des christlichen Glaubens weiter entfalten oder bestimmte Heilige in den Blick rücken.

Weihnachtsfestkreis

Adventszeit

1. Advent, noch nicht Weihnachten

Bevor Weihnachten gefeiert wird, kommen die Wochen des Advent: eine Zeit, die zu Herzen und zu Gemüte geht, und das aus verschiedenen Gründen. Es ist in unserer Weltgegend die Zeit der langen Nächte, wo es lange dunkel ist; wo man es früher genoss, am Abend in einer warmen Stube beisammensitzend. In der Natur zieht sich das Leben zurück, von aussen nach innen. Die Bäume stehen ohne Laub; sie sammeln ihre Kräfte und Säfte zu den Wurzeln hin. Die jahreszeitliche Stimmung kann uns besinnlich machen.

Der Advent spricht uns wohl auch deshalb in ganz eigenartiger Weise an, weil er Erinnerungen an unsere Kinderzeit wachruft. Da war der Advent eine spannende Zeit des Wartens, der Vorfreude auf Weihnachten. Es war eine schöne Zeit, weil wir wirklich in Erwartung waren, auf den Heiligen Abend hin.

Der Advent ist eine Zeit der Vorbereitung: „auf die Ankunft des Herrn“, wie es im Tagesgebet des Ersten Adventsonntags heißt. Damit ist das geschichtliche Kommen Christi in sein Erdenleben gemeint, aber auch sein endgültiges Kommen zur Vollendung der Menschheitsgeschichte.

Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi.

Der Blick auf Weihnachten muss nicht krampfhaft ausgeblendet werden. Aber auf dieses Fest hin soll ein Weg gegangen werden, in Etappen, in mehreren Schritten. Es darf das Ziel nicht schon vorweggenommen werden. Wir beginnen nicht mit dem hell erleuchteten Christbaum, sondern mit den Kerzen des Adventskranzes oder ähnlicher Lichter. Nicht sofort alle vier Kerzen werden angezündet. Die Gattin eines deutschen Politikers soll zwar bei einem Freundes-treffen zu Beginn des Advents gesagt haben: „Ach, zünden wir doch gleich alle vier Kerzen an am Adventskranz; das ist schöner, romantischer“. Nein, eine nach der anderen soll leuchten und das Licht allmählich verstärken. Das ist eine Form des Wartenkönnens.

Auch zu den Adventskalendern gehört die Geduld, die Türchen nacheinander zu öffnen. Die Spannung der Vorfreude kann sich nicht einstellen, wenn Etappen einfach übersprungen werden.

In einer Rundfunksendung hieß es: „Niemand wartet mehr auf Weihnachten; alle warten nur noch auf das Ende von Weihnachten“. Das ist schroff und hart gesagt, aber es ist wahr: wenn man zu früh mit Weihnachten anfängt, dann will und kann man allmählich nichts mehr davon hören und sehen. Man ist des Ganzen schon überdrüssig, bevor das Fest selbst beginnt.

So muss es nicht sein. So wird es auch nicht sein, wenn wir dem Advent den Sinn geben, der ihm zukommt.

Im „Heinrichsblatt“, der Kirchenzeitung der Bamberger Diözese, war vor einigen Jahren ein kleiner Beitrag zu lesen mit der Überschrift „Adventliche Gymnastik“. Darin wird erzählt, wie man sich früher in manchen Kreisen des Judentums, unter den Kindern, auf das Kommen des Messias vorbereiten wollte. Weil man glaubte, dass der kommende Erlöser die Welt grundlegend verändern werde, alles sozusagen „auf den Kopf stellen“ werde, haben die Kinder geübt, solange wie möglich auf den Händen zu stehen und zu gehen, mit

dem Kopf nach unten. Man wollte vorbereitet sein, wenn der Messias die Welt verwandelt und umdreht. Dieses Spiel nannten die Kinder „messianische Gymnastik“.

Nun, so extrem und so sonderbar müssen wir nicht üben, um an Weihnachten das Kommen Jesu in die Welt entsprechend feiern zu können. Ein gewisses Trainingsprogramm würde aber durchaus passen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten und Angebote einer „adventlichen Gymnastik“.

Eine Übung, die sich gerade im Advent nahelegt, die ja auch von Vielen praktiziert wird: sich allein oder miteinander in das Licht einer Kerze zu setzen, still, und die Atmosphäre auf sich wirken zu lassen. Das Kerzenlicht hat ja einen eigenen Zauber: es erhellt das Dunkel, lässt aber doch etwas Geheimnisvolles spüren.

Früher hat man im Advent auch gefastet: im Mittelalter sogar vom 11. November an bis Weihnachten. Gewisse Verzichtes sind auch heutzutage sinnvoll. Manches kann man an Weihnachten wieder richtig genießen, wenn man eine Zeit lang davon Abstand genommen hat und das Verlangen danach ausgehalten hat.

Auch die äußeren Vorbereitungen des Festes und das Besorgen der Geschenke kann man zu dieser Adventsgymnastik rechnen. Dieses Suchen und Beschaffen der Geschenke ist ja nicht etwas, das man nur zum eigenen Vergnügen betreibt. Dahinter steht ja das Motiv, anderen eine Freude zu machen. Und das hat etwas mit dem christlichen Kern von Weihnachten zu tun.

Eine entsprechende Adventsübung wäre es auch, die Evangelien zur Hand zu nehmen und einen Abschnitt zu lesen: auf Jesus schauen, wie er sich darin zeigt, in seinem Wort und seinem Verhalten. An Weihnachten feiern wir zwar den Anfang des Lebens Jesu auf Erden, aber es geht auch schon um sein Leben als Ganzes. Es hätte keinen Sinn, das Kind Jesus zu verehren, wenn wir mit dem erwachsenen Jesus nichts anfangen könnten. Sich von diesem Je-

sus des Evangeliums ansprechen lassen, beeindrucken, ermutigen, herausfordern lassen.

„Bis du kommst in Herrlichkeit“

„Uns auf seine Ankunft vorbereiten“: darum geht es im Advent, wie es in einem Gebet heißt. Mit dieser „Ankunft des Herrn“ ist aber nicht nur die Geburt Jesu gemeint, sondern auch, ja vor allem das endgültige Kommen Christi. Die liturgischen Lesungen des Advent beziehen sich vorwiegend auf dieses Kommen Christi in der Zukunft, in „Herrlichkeit“.

Wenn wir an Jesus denken, schauen wir als Christen nicht nur in die Vergangenheit: Wir rechnen auch nicht nur mit seinem Einwirken auf unsere Gegenwart. Jesus ist wesentlich auch Zukunft. Wir haben ihn noch vor uns. Von Martin Niemöller stammt der Satz: „Die Herren der Welt kommen und gehen; unser Herr kommt“. Es ist noch lange nicht entfaltet, ausgeschöpft, was in ihm steckt.

Jesus hat durch sein Leben, Sterben und Auferstehen die Geschichte der Menschheit tiefgreifend geprägt. Er ist der „Menschensohn“, wie er in den Evangelien genannt wird. Das bedeutet: Er hat das gelebt und verwirklicht, was Gott mit dem Menschen vorhatte. Er hat wahr gemacht, was Gott meinte mit der Erschaffung des Menschen, als sein „Abbild“. Und das hat Bedeutung für alle Menschen. Die Werte, die wirklich Zukunft haben, für die es sich letztlich zu leben lohnt, die sind im Leben und Sterben Jesu sichtbar geworden. Jesus hat die Menschheit davor bewahrt und gerettet, sich in ihrem eigenen Kreise abzuschließen, sich Gott gegenüber zu verschließen, und sich so zu trennen von den Quellen ihres Lebens und ihrer wahren Zukunft. Jesus hat die Menschheit sozusagen auf eine neue „Umlaufbahn“ gebracht; hat sie einer unheilvollen „Schwerkraft“ ent-rissen.

Eben deshalb wird das endgültige Heil der Menschheit darin bestehen, dass Jesus unabweisbar zur Geltung kommt; dass er sich durchsetzt mit seinen Zielen, mit seiner Macht, die letztlich Liebe ist; die nicht mit Gewalt arbeiten muss.

Das ist gemeint, wenn wir glauben, dass Jesus einmal endgültig kommen wird; so, dass er nicht mehr übersehen werden kann; dass offenbar wird, was die Menschen ihm verdanken. Auch auf diesen Jesus wird im Advent hingewiesen. Denn auf ihn zielt, was in der Geburt Jesu begonnen hat, die wir an Weihnachten feiern.

2. „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“

Zum Advent gehören Lesungen und Lieder, die uns in die Zeiten vor dem Kommen Christi versetzen. Es ist oft die Rede von den Menschen, die auf den Erlöser gewartet haben. Man spürt die Sehnsucht nach Erlösung, die Hoffnung auf die Nähe und Hilfe Gottes, das Ausschauen nach einer gerechten und menschlichen Welt. Das kommt zum Ausdruck in bekannten Adventsliedern: „Tauet, Himmel, den Gerechten“, oder „O Heiland, rei die Himmel auf“. Im letztgenannten Lied heißt es in der 5. Strophe: „O Sonn, geh auf, ohn deinen Schein in Finsternis wir alle sein“ (Gotteslob, 105,5).

Wenn wir, als Christen, uns diese alttestamentlich geprägten Worte und Rufe zu eigen machen, dann ist das kein bloßes uerliches Zurckerinnern an die Situation der Menschen vor der Ankunft Christi, als ob das alles nur Vergangenheit wäre.

Es ist nicht so, wie wenn heutzutage Kindern von der Großmutter Geschichten oder Sagen aus alter Zeit erzählt werden, schaurige Geschichten, vielleicht von Räubern, die einst in großen dunklen Wäldern hausten. Oder wie wenn gruselige Spukgeschichten vorgelesen werden, etwa vom „Schwedentrommler“, von Irrlichtern und Gespenstern. Da sind die Kinder und die Geschichtenerzähler weit weg von den alten Zeiten, weit weg von den finsternen Wäldern. Man

sitzt am Abend im warmen Wohnzimmer, und man kann sich mit einem wohligen Schauer anhören, was aus früheren Zeiten erzählt wird.

Zu einer solchen Art von Rückschau eignen sich die Adventstexte nicht. Die Lesungen und Lieder, die uns an die alte Zeit des Wartens und des Hoffens erinnern, betreffen uns viel unmittelbarer und realer. Denn zum einen: Die Not, die nach Erlösung ruft, ist noch immer sehr groß, nahe um uns herum und in der weiteren Welt. Und ein Zweites: Christus, der Erlöser, ist auch für uns noch nicht in jeder Hinsicht angekommen, oder anders ausgedrückt: wir sind noch nicht auf der Höhe dessen, was uns Jesus gebracht und gesagt hat.

Die Not in der Welt

„Aus hartem Weh die Menschheit klagt, sie steht in großen Sorgen“, so heißt es in einem anderen Adventslied (Gotteslob, 109). Das trifft auch die heutige Situation. Das Dunkel, das Leidvolle in der Welt ist groß.

Da ist die leibliche Not: Viele, die hungern; die in äußerster Armut leben; die Vielen, die ausgebeutet, misshandelt und umgebracht werden. Oder denken wir an Kranke, die von ständigen Schmerzen geplagt sind oder die mit starken Einschränkungen leben müssen!

Aber auch seelisch-geistige Not: Menschen, die unter gestörten oder zerbrochenen Beziehungen leiden; Kinder, die keine Liebe erfahren; Menschen, die mit dem Leben nicht mehr zurechtkommen — es ist erschreckend, wie viele junge Menschen in unserem Lande sich selbst umbringen. Es gibt das Elend von Menschen, die trotz günstiger äußerer Verhältnisse keinen Sinn für ihr Leben erkennen.

All diese Not bedrängt uns; wir können sie nicht ignorieren. Sie ruft weiter nach Hilfe, nach Erlösung, nach dem Erlöser, und nach Menschen, die aus dem Geiste Christi leben und handeln.

Man kann sogar fragen, ob wir Christen nicht den Mund zu voll nehmen, wenn wir Jesus als den Erlöser der Welt bekennen. Gerade das Judentum, das die großen Hoffnungsbilder der Propheten kennt, hat diese Frage immer wieder gestellt. Es gibt die Geschichte von dem jüdischen Rabbi, dem eines Tages berichtet wird, der Messias sei gekommen. Der Rabbi macht das Fenster auf, schaut hinaus und sagt dann: „Es ist ja alles so wie bisher; ich sehe nichts vom Messias“.

Ja, müsste die Welt nicht anders aussehen, wenn Jesus als Messias und Erlöser gekommen ist?

Die Frage, die hier angeschnitten ist, brauchen wir auch als Christen nicht einfach abzutun. Zur Antwort können wir einerseits sagen: Auch das Christentum wartet noch auf die volle Erlösung. Der Apostel Paulus schreibt im Römerbrief: „Auch wir, obwohl wir schon den Geist Gottes empfangen haben, seufzen in unserem Herzen und warten auf die Erlösung“, d.h. auf die Erlösung, die unser ganzes Menschsein erfasst, auf ein Heil, das nicht mehr vom Tode bedroht ist (vgl. Rom 8,23). - Andererseits ist aber zu sagen: Ein allseits gesichertes Heil kann es in dieser sichtbaren, raumzeitlichen Welt und Geschichte nicht geben. Man wird nie zum Fenster hinausschauen und einen rundum beglückenden Weltzustand feststellen können.

Es gibt keinen glatten Fortschritt der Menschheit im Guten. In jedem einzelnen Leben und in jeder Generation muss die Entscheidung für das Gute neu getroffen werden. Und es wird die Neigung nicht auszurotten sein, der Mühe auszuweichen, die das Gute oft kostet. - Außerdem: von einem gesicherten Glück und Heil der Menschen kann nicht gesprochen werden, solange die Menschheit dem Tode unterworfen ist. Der Tod ist ein nagendes Problem, ein „Stachel“ wie die Bibel sagt (1Kor 15,55). Dieses Problem wird immer wieder dazu führen, alles Glück in diesem irdischen Leben sichern zu wollen: entweder mehr individualistisch, in Form von Besitzgier und Ge-

nusssucht (vgl. 1 Kor 15,32), oder mehr kollektivistisch, durch Formen gewalttätiger politischer Menschheitsbeglückung, wo man die Leute in die „glückliche Zukunft“ hineinprügelt. Beides schafft nicht die heile Welt.

Jesus ist unser Erlöser, weil er sich auf diese unsere leidvolle Welt wirklich eingelassen hat bis zum Tode, und weil er in seiner Auferstehung der Anfang einer neuen Menschheit geworden ist, uns ein unzerstörbares Leben erschlossen hat. Wir glauben, dass Jesus bei seinem ersten Kommen in der richtigen Weise angefangen hat mit der Heilung und Rettung der Menschen. Unserer Welt kann letztlich nur durch eine große und geduldige Liebe geholfen werden, die auch bereit ist, Leiden auf sich zu nehmen. Die Liebe ist die stärkste Macht, wenn es darum geht, Positives aufzubauen und Leben zu fördern. Jesus hat diese Liebe gelebt und durch sein Sterben besiegelt. Diese erlösende Liebe kann nicht mehr ausgelöscht werden. Sie ist eine Kraft, die weiterwirkt; die immer wieder dazu ermutigt hat und ermutigt, Menschennot zu vermindern oder mitzutragen.

Dem Erlöser Raum geben

Damit sind wir beim anderen Punkt, über den nachzudenken ist, wenn wir die Adventstexte ernst nehmen; wo hoffend Ausschau gehalten wird nach dem Erlöser. Es geht darum, wie weit Jesus bei uns angekommen ist mit dem, was er uns sagen und geben wollte.

Es ist so ähnlich, wie es im Johannesevangelium geschildert wird. Noch in den Abschiedsstunden seines Lebens muss Jesus zum Apostel Philippus sagen: „so lange bin ich nun schon bei euch - und du hast mich noch immer nicht erkannt?“ (Joh 14,6f). Und kurz vorher hatte Jesus zu den Aposteln gesagt: „Ihr wisst, wohin ich gehe und ihr kennt auch den Weg“. Aber Thomas erklärt: „Herr, wir wissen weder, wohin du gehst, noch kennen wir den Weg dahin“ (Joh 14,4f). Sie haben anscheinend nichts verstanden.

Wenn das bei den Aposteln so war, dann wird auch bei uns noch Einiges geschehen müssen, bis Jesus bei uns angekommen ist. Im Galaterbrief schreibt Paulus an die Christen der von ihm gegründeten Gemeinden; „Ich leide von neuem Geburtswehen um euch, bis Christus in euch Gestalt angenommen hat“ (Gal 4.19). Christus soll, will in uns Gestalt annehmen, sozusagen in uns geboren werden, sein Leben in uns fortsetzen. „Wär Christus tausendmal in Bethlehem geborn, und nicht in dir, so wärst du doch verlorn“, heißt es bei *Angelus Silesius*. Paulus schreibt an die Römer: „Legt als neues Gewand den Herrn Jesus Christus an!“ (Röm 13,14) Wir sollen uns gleichsam mit Christus bekleiden, in ihn hineinschlüpfen, so dass er an uns sichtbar wird.

So könnte man sich im Advent fragen:

- Lebt der betende Jesus in mir? Das Gebet war für Jesus das Lebenselement. Die Evangelien berichten, dass er sich oft zurückzog und ganze Nächte im Gebet zu seinem Vater im Himmel verbrachte. Die Apostel waren vom betenden Jesus tief beeindruckt und haben deshalb die Bitte an ihn gerichtet: „Herr, lehre auch uns beten!“ (Lk 11,1). Der Advent: eine Zeit, sich um das Beten zu bemühen.
- Weitere Frage: Lebt der aufmerksame, mitfühlende Jesus in mir; der Jesus, der die Sehnsucht und die Nöte der Menschen wahrgenommen hat; der gespürt hat, wie es ihnen geht? Im Matthäusevangelium heißt es: „als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen, denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe ohne Hirten ... und er heilte ihre Kranken“ (Mt 9,36; 14,14).
- Weiter: Lebt der vertrauende und hoffende Jesus in mir: der Jesus, der das Gefährliche und Böse in der Welt durchaus sah, der sich aber die Zuversicht bewahrte, dass Gott uns nicht im Stich lässt und dass es anders werden kann mit den

Menschen; dass die Menschheitsgeschichte keine sinnlose oder katastrophale Irrfahrt sein muss.

- Und: lebt der mutige und einsatzbereite Jesus in mir: der bereit war, Mühen, Ablehnung und Leiden auf sich zu nehmen, um seinem Auftrag treu zu bleiben, um Gott und den Menschen treu zu bleiben? Bin ich bereit, für meinen Glauben und im Dienst an bedürftigen Menschen etwas auf mich zu nehmen und auszuhalten?

Bei solchen Fragen werden wir merken, dass wir noch Einiges vor uns haben. Das wird zu der adventlichen Bitte führen: „Komm, Herr, komm und hilf uns, Dir wahrhaft nachzufolgen und in deinem Geiste zu leben“!

Weihnachtswoche

1. Am Vorabend des Festes - ein Blick auf den Stammbaum Jesu

Die Liturgie des Weihnachtsfestes entfaltet sich in vier Gottesdienstformen: am Vorabend, in der Nacht, am frühen Morgen und am Weihnachtstage.

Für den Vorabendgottesdienst ist als Evangelium der Stammbaum Jesu nach Matthäus vorgesehen. Er zeigt die Verwurzelung Jesu in der ihm vorausgehenden Geschichte (Mt 1,1-25).

In Kirchen aus dem Mittelalter sieht man den Stammbaum Jesu oft bildlich dargestellt: den Baum aus der Wurzel Jesse. Unten, die Wurzel: Jesse oder Isai, der Vater Davids, und dann geht es hinauf in die Äste und Zweige, bis hin zu Maria mit dem Kinde Jesus.

Es gibt Leute, die viel Zeit und Geld investieren in Ahnenforschung. Auch wenn man selbst nicht so weit geht: es ist schon interessant zu sehen, woher man kommt; wer die Vorfahren waren, die uns ihr Erbe hinterlassen haben. Wir kennen sie kaum noch, wenn es über die Großeltern oder die Urgroßeltern hinausgeht. Und doch haben sie alle etwas an uns weitergegeben: nicht nur biologisches Leben; ihr Leben als Ganzes, ihre Person, haben Wirkungen hinterlassen.

Kommen wir zurück zum Stammbaum Jesu! Es ist ein ziemlich trockener, eintöniger Text: ständig Namen, die fremd klingen. Diese kargen Angaben bekämen Farbe und Leben, wenn man die dazu gehörigen Geschichten aus dem Alten Testament läse. Es hat jedenfalls viel zu bedeuten, dass Jesus in eine menschliche Herkunftslinie hineingestellt wird.

Leben mit positiven und negativen Vorgaben

Jesus, der wie kein anderer Mensch, von Gott her zu uns gekommen ist, ist gleichzeitig tief verwurzelt in der vorausgehenden Ge-

schichte Israels und der ganzen Menschheit. Im Lukasevangelium wird der Stammbaum Jesu bis auf Adam zurückgeführt (Lk 3,23-38).

Christus ist nicht wie ein Meteor vom Himmel gefallen, quer zu allen Verbindungslinien und Entwicklungen der Menschheitsgeschichte. Er steht im Zusammenhang einer langen Vorgeschichte. Es war bei Jesus wie bei uns allen. Wir sind Nachkommen und Erben. Und das prägt uns: helfend und gefährdend.

Jesus konnte auf guten Grundlagen aufbauen. Er konnte in die Spur einer großen religiösen Tradition eintreten. Er konnte anknüpfen an lang erprobte und bewährte Formen der Frömmigkeit und der ethischen Lebensführung. Sein Beten war vorbereitet und getragen durch die Gebetserfahrung und -sprache seines jüdischen Volkes. Man denke an die Psalmen! Bedeutende religiöse Persönlichkeiten konnten ihm Anreger und Vorbild sein: Abraham, Mose, die Propheten.

Diese positiven Vorgaben wurden Jesus näherhin und zunächst durch seine Familie vermittelt: durch Maria und Josef. Durch diese Beiden ist dem menschlichen Bewusstsein Jesu auch sein himmlischer Vater in den Blick gekommen.

Jesus musste aber auch mit negativen Einflüssen fertig werden, mit Hypotheken, die sich unter seinen Vorfahren angesammelt hatten; die ihm zur Versuchung werden konnten.

In der Geschichte Israels gab es auch Abwege und Irrwege, Spuren ins Unheil. Von manchen der Männer, die im Stammbaum genannt werden, berichten die Bücher des Alten Testaments, dass sie gegen die Bundesordnung Gottes handelten und das Volk in eine falsche Richtung mitrissen. Das wird öfter von Königen Israels gesagt. Es gab Ungerechtigkeiten und Verbrechen; falsche Vorstellungen von dem, was zum Heile dient; Verehrung von „Götzen“.

Mit solchen negativen Einflüssen musste sich Jesus auseinandersetzen, um seinen Weg zu gehen und dem Auftrag des Vaters zu entsprechen.

Ähnliches gilt auch von uns. Unsere Vorgeschichte wird positive Impulse enthalten; Hilfen, Ermutigung; zum Guten lockende Gestalten. Aber es gibt wahrscheinlich auch erschwerende oder gefährliche Elemente, zumindest, wenn man auch an die Geschichte des Volkes denkt, zu dem wir gehören. Es kommt darauf an, der Lichtspur in unserer Geschichte zu folgen.

Grenzen, die kein Unheil sind

Der Stammbaum Jesu zeigt, dass zum menschlichen Leben Jesu konstitutive Begrenzungen gehörten; Grenzen, die trotzdem seinen Raum und Zeit umspannenden Einfluss nicht gemindert haben.

Jesus wurde in eine ganz bestimmte Menschheitslinie hineingebo- ren, in ein ganz bestimmtes Volk. Er war Jude; die Christen haben das oft vergessen. Er hat nicht alle Sprachen gesprochen und ver- standen. Er ist in vielen Punkten „Kind seiner Zeit“ gewesen.

In den Grenzen seines Lebens hat Jesus aber eine universale Aus- strahlung entfaltet. Er hat als Person und mit seiner Botschaft Men- schen aller Völker ansprechen können. Die neutestamentliche Bibel, die seine Geschichte und seine Worte weitergibt, ist in alle Sprachen übersetzt; sie ist wohl das am meisten verbreitete Buch überhaupt geworden. Jesus hat die menschlichen Grunderfahrungen miterlebt - den Weg vom Kindsein bis zum Tode; er war mit den elementaren Situationen der Menschen vertraut. Deshalb kann er allen nahe kommen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist ein Interview, das der jüdi- sche Schriftsteller und Nobelpreisträger Isaac Bashevis Singer (1904-1991) gegeben hat. Er sprach davon, dass öfter junge Leute, Studenten, zu ihm kommen und fragen, wie sie es machen sollten,

um es zu einem guten Schriftsteller zu bringen. Singer meinte, er sage ihnen, dass sie sich nicht mit Gewalt und nicht zu weit weg von ihrem menschlichen Wurzelboden entfernen sollten. Möglichst Kontakt halten zu den eigenen Ursprüngen („stay with it“ – „bleib dran“!). Singer selbst hat den Nobelpreis in Literatur 1978 für Werke erhalten, die er zunächst in seiner Muttersprache, in Jiddisch, verfasst hatte, in einem (leider) nur noch von Wenigen gesprochenen Dialekt des Ostjudentums. Aber in dieser an sich begrenzten Ausdrucksform war er er selbst, konnte er Originelles und weltweit Bedeutendes schaffen.

Stammbaum Jesu Christi: Jesus eingesenkt in das Wurzelgeflecht der Menschheit! So ist er der Erlöser geworden. Aus dem Inneren der Menschheitsgeschichte her hat er uns einen Weg gebahnt: den Weg zu Gott, dem Vater, und den Weg zu den Mitmenschen. Auf diesen Weg können wir uns mitnehmen lassen.

2. Am Weihnachtstag

2.1 Offenbarung im Kinde

Mit keinem anderen Fest des Kirchenjahres ist für uns gefühlsmäßig so viel verbunden wie mit dem Weihnachtsfest. Zu diesem Fest gehören seit unserer Kindheit tiefgehende menschliche Erfahrungen. Erfahrungen von freudiger Erwartung, von menschlicher Zuwendung und Güte, von Wärme und Geborgenheit. Hinter diesem Fest steht aber auch eine Wahrheit unseres Glaubens, die besonders zu Herzen geht, nämlich die Wahrheit, dass uns in einem Kinde, einem kleinen, neugeborenen Kinde, Gott selbst nahekommt und uns anspricht.

Diese Wahrheit ist keine Selbstverständlichkeit. In den ersten Jahrhunderten der Kirche hat es unter den Christen Leute gegeben, die gerade davon nichts wissen wollten; die sich darüber entsetzt haben, dass der Sohn Gottes als kleines, hilfloses Kind in unsere Welt

gekommen sein soll. Sie waren der Meinung: wenn der göttliche Offenbarer kommt, von dem es im Hebräerbrief heißt, dass er erhabener ist als die Engel (Hebr 1,3. 6), das ewige Wort, dann kann er sein Dasein auf Erden frühestens als ein erwachsener Mensch, der seiner selbst mächtig ist, begonnen haben, etwa bei seiner Taufe am Jordan. Man konnte sich nicht vorstellen, dass das Kindsein Jesu etwas mit der eigentlichen, göttlichen Sendung Christi zu tun hat. Deshalb hat man die Texte von der Kindheit Jesu, die „Kindheitsgeschichte“, aus dem Evangelium gestrichen und man hat das Evangelium mit der Taufe Jesu am Jordan, mit der öffentlichen Tätigkeit Jesu anfangen lassen. Die gleichen Gruppen im frühen Christentum, die der sog. „Gnosis“ zugerechnet werden, haben auch gelehrt, dass der Christus, der Sohn Gottes, am Kreuz gestorben ist. Sie behaupteten, er sei schon vor der Kreuzigung wunderbarerweise in den Himmel entrückt worden. (Diese Meinung hat übrigens Mohammed gekannt und in den Koran aufgenommen.) Gott und Kind, Gott und Kreuz, das konnte man nicht zusammenbringen.

Die Kirche in ihren entscheidenden Vertretern hat diese Auffassungen nicht übernommen. Sie hat daran festgehalten, dass das Kindsein Jesu zur Offenbarung Gottes in Christus dazugehört, wie auch sein Tod am Kreuz. Gott spricht zu uns durch das ganze Leben Jesu; durch alles, was sein Menschsein ausmacht. Und so spricht Gott zu uns auch durch den Lebensanfang Jesu, durch Jesus als Kind. Darin ist allerdings eine neue Sicht von Gott eingeschlossen, für die wir uns erst öffnen lassen müssen.

Ein neues Gottesverständnis

Wenn in den Religionen von „Gott“ gesprochen wird, ist ganz selbstverständlich von seiner Größe, seiner Macht und Hoheit die Rede. Damit ist etwas Richtiges getroffen. Gott ist der Erhabene, der Große, der Mächtige. Aber wir dürfen seine Macht und Größe nicht zu schnell in der Richtung uns bekannter menschlicher Größe deuten.

Denn das ist häufig eine krampfhaft angestrebte und festgehaltene, eine krampfhaft demonstrierte Größe. Gerade wer seiner nicht so sicher ist, ist versucht, Überlegenheit zur Schau zu stellen. In dieser Richtung kann die Größe Gottes nicht liegen. Denn das wäre eine schwache und störanfällige Größe. Gott muss seine Hoheit und Macht nicht dadurch beweisen, dass er betont seine Distanz zu uns herausstellt; dass er mit Überlegenheit und Erhabenheit auftrumpft; dass er uns einschüchtert und in Angst versetzt. Er hat es nicht nötig, Macht und Majestät zu demonstrieren. Er kann ganz wehrlos und ohne Angst um sich selbst auf uns zugehen. Er braucht kein Imponiergehabe und keine Drohgebärden.

So jedenfalls offenbart sich Gott in Jesus, im ganzen Leben Jesu und gerade auch im Kinde Jesus. Da tritt er ganz unbefangen und wehrlos auf uns zu. Er vertraut sich uns an nach der Art eines schutzlosen und bedürftigen Kindes. So lockt er unser Vertrauen heraus, hilft uns Misstrauen und Angst ihm gegenüber zu überwinden.

In einem Buch von Kurt Marti, dem Schweizer Dichter-Pfarrer, findet sich eine Kurzlegende über die Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradies. Darin heißt es (aus dem Gedächtnis zitiert): „Als die Menschen am Anfang das Paradies verlassen mussten, sagten sie zu dem Engel, der mit dem Flammenschwert den Zugang zum Paradies verschloss: »Wir weichen der Gewalt. Du hast ein Schwert, wir haben keines.« Als Gott die Menschen so reden hörte, erschrak er, weil sie ihn für einen Gewalttäter hielten. Und er begann, als erstes, die Engel zu entwaffnen. Dann entwaffnete er sich selbst. Schließlich ließ er sich die Lanze in die Seite stoßen“ (hier wird auf den Kreuzestod Jesu angespielt).

So könnte man tatsächlich den Gang der Heilsgeschichte, das Reagieren Gottes, beschreiben. Es ist so: Wenn wir das Wesen und die innere Einstellung Gottes richtig sehen, dann müssen wir sagen: Er

ist ohne Waffen, ohne Panzerung und Rüstung. Das gilt von seinem innersten Wesen. Er ist in sich selbst, als Dreieinigkeit, vorbehaltlose Offenheit und Zuwendung. Das gilt auch von der Art, wie er uns begegnet, wie er sich offenbart. Er braucht sich nicht mit Abwehrvorrichtungen und Einschüchterungsmitteln zu umgeben. Er kommt wirklich unbewaffnet. Das zeigt sich schon ganz am Anfang des Lebens Jesu: „dies soll euch zum Zeichen sein ... ihr werdet ein Kind finden, das in einer Futterkrippe liegt“ (Lk 2, 12). Das zeigt sich dann wieder und besonders am Ende, in der Passionsgeschichte. Als bei der Gefangennahme Jesu einer der Begleiter das Schwert zieht, verbietet es ihm Jesus (vgl. Mt 26,52). Am Kreuz betet Jesus für seine Gegner (Lk 23,34). Und am Ostertag kommt der auferstandene Jesus mit den Zeichen seiner Wunden (vgl. Lk 24,39; Joh 20, 20.27). Hier offenbart sich endgültig der Gott, der sich selbst entwaffnet hat, um den Eindruck auszuschließen, dass er sich rächen will; dass er uns durch Druck von außen her gefügig machen will, unsere Freiheit durch seine Übermacht brechen will.

Den Lebensanfang Jesu nicht vom Ganzen seines Lebens trennen

Es verwundert vielleicht, dass jetzt schon mehrmals der Lebensanfang Jesu mit den Ereignissen von Tod und Auferstehung Jesu verbunden wurde. Das ist aber wichtig. Beide Male wird ja die gleiche gewaltlose Zuwendung sichtbar, die unser Vertrauen anspricht. Die Weihnachtsgeschichte muss mit dem Ganzen des Evangeliums zusammengesehen werden. In den biblischen Texten von der Kindheit Jesu sind tatsächlich schon Anspielungen auf das spätere Leben und Wirken Jesu enthalten. Wir feiern die Geburt Jesu, weil wir auch schon an die Botschaft denken, das Evangelium, das Jesus später verkündet hat; weil wir schon an den ganzen Weg denken, den Jesus gegangen ist.

Es gibt Kinder, die auf die Frage, wie das „Christkind“ mit dem erwachsenen Jesus und mit dem leidenden Jesus zusammengehöre,

meinten, der Jesus, der am Kreuz gestorben ist, sei der Vetter (Cousin) oder der Vater des Christkinds gewesen. Andere meinten, die beiden wären gar nicht miteinander verwandt.¹ Solche Vorstellungen können aufkommen, wenn die Weihnachtsgeschichte getrennt wird von der gesamten Lebensgeschichte Jesu. Dann kann der Eindruck entstehen, das „Christkind“ sei nie erwachsen geworden.

Am Weihnachtstag dürfen wir aber doch besonders auf das Kind Jesus schauen.

Das Zeichen sehen

Ein kleines Mädchen wurde einmal von seiner Großmutter gefragt, ob es ihr ein Bild von Gott malen könnte. Die Kleine sagte: „Malen kann ich dir den lieben Gott nicht, aber ich kann dir sagen, wie er aussieht“. „So“, meinte die Großmutter, „wie sieht er denn aus?“ „Er ist sehr groß - und sehr klein“, antwortete das Mädchen. „Am Morgen reckt er sich ganz hoch auf, damit er alles gut sehen kann. Aber für die, die sich eh schon vor ihm fürchten, da macht er sich ganz klein - so klein wie ich. Nur für die frechen Leut', da ist er immer sehr groß“.² Das Kind hat etwas Richtiges erfasst. Gott ist groß und klein; ja gerade seine Größe, seine Souveränität, besteht darin, dass er auch „klein“ sein kann; dass er eine gewisse Schwäche in Kauf nehmen kann. Er muss sich nicht ständig aufs Podest stellen. Er kann es sich leisten, arm und bedürftig zu erscheinen, in seiner Liebe. „Die Liebe fürchtet sich nicht vor ihrer eigenen Ohnmacht; darin ist sie allmächtig“, so hat einmal jemand formuliert (Eberhard Jüngel). Wahre Liebe ist bereit, auf eine Stärke zu verzichten, die Zwang ausüben würde; denn sie will nicht überwältigen, sondern sucht die freie Zuwendung des anderen. Aber gerade so erweist sich ihre wahre Macht.

Den Hirten wird in der Heiligen Nacht gesagt: „Das soll euch zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt,

in einer Futterkrippe liegt“ (Lk 2,12). Es käme darauf an, die Sprache zu hören, in der Gott in diesem Zeichen zu uns spricht. Es ist eine Sprache, die sich fortgesetzt hat im gesamten Leben und Wirken Jesu. Es ist die Sprache des Respekts vor unserer Freiheit, die Sprache einer gewaltlosen Liebe, die Sprache des uns geschenkten Vertrauens. Wenn wir diese Sprache verstehen, kann auch für uns die Zusage wahr werden: „Heute ist euch der Retter geboren, der Heiland, Jesus, der Bruder und Herr!“ (Lk 2,11).

2.2 Das „Wort“, das „Fleisch geworden“ ist

Im Gottesdienst am Weihnachtstag wird nicht - wie in der Christmette - die erzählerisch geprägte, anschauliche Geburtsgeschichte aus dem Lukasevangelium gelesen (Lk 2, 1-14), sondern der Anfangsteil des Johannesevangeliums (Joh 1,1-18). Dieser „Prolog“ geht wohl zurück auf einen urchristlichen Hymnus, auf ein Lied, in dem die einzigartige Würde Christi gepriesen wird. Von Jesus heißt es, dass er „das Wort“ ist, das Wort Gottes in Person, das göttliche Wort, das Fleisch, Mensch geworden ist.

Das sind hohe, fast abgehoben wirkende Aussagen, die auch nicht ganz leicht verständlich sind.

Es ist deshalb wichtig, die Verbindung solcher Aussagen zum Leben und Wirken des irdischen Jesus nicht zu verlieren. Wir müssen hineinschauen in die Lebensgeschichte Jesu. Dort finden sich tatsächlich Anhaltspunkte für das, was gemeint ist, wenn Jesus so betont „Das WORT“ genannt wird.

Jesu Sprechen – ein Ereignis

Jesus: „Das Wort“. Mit dieser Ausdrucksweise ist zunächst einmal festgehalten, dass bei Jesus sein Wort, sein Reden ein zentrales und charakteristisches Element gewesen ist.

Jesus hat gesprochen, und sein Sprechen war ein Ereignis. Zuhörer haben ihre Betroffenheit einmal so ausgedrückt: „Noch nie hat ein Mensch so gesprochen wie er“ (Joh 7,46). Ein anderes Mal sagen die Leute: „Er lehrt, spricht wie einer, der Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten“ (Mk 1,22). Das Wort Jesu hatte eine beeindruckende Originalität, und es hatte eine innere Autorität und Kraft.

Dabei ist nicht nur an seine Predigt zu denken an Gruppen von Leuten. Genauso wichtig und mächtig waren die Worte, die Jesus zu Einzelnen persönlich sprach. Dazu gehören z.B. die Nachfolge-Worte. Das waren wirkmächtige Anrufe, die dem Leben der Apostel eine völlig neue Richtung gaben. Oder die heilenden und befreienden Worte. „Öffne dich!“, sagt Jesus zu dem Taubstummen, und das Evangelium vermerkt: „da öffneten sich seine Ohren und das Band seiner Zunge wurde gelöst“ (Mk 7,34f).

Solche Ereignisse und Erfahrungen waren mit ein Grund, dass man von Jesus sagen konnte: „Er ist das Wort“. Was er sagte, das hat gewirkt. Es hat herausgefordert -man musste Stellung beziehen - und es hat befreit, ermutigt, geheilt.

Deshalb war eines der frühesten schriftlichen Dokumente im Urchristentum eine Sammlung von Jesus-Worten, die sogenannte Spruch- oder Redenquelle.

Einheit von Wort und Leben

Jesus ist das Wort. In dieser Formulierung ist weiterhin zum Ausdruck gebracht, dass bei Jesus Reden und Tun, Reden und Sein eine Einheit bildeten. Darin war seine Autorität letztlich begründet.

Wort und Existenz sind bei ihm nicht auseinandergeklafft. Jesus war selbst drin in dem, was er sagte: Er, mit seiner Überzeugung, mit seiner Hoffnung, seiner Liebe, auch mit der Bereitschaft, sein Wort wahrzumachen durch den Einsatz seines Lebens. Was er z.B. gesagt hat, gepredigt hat über das Erbarmen und die grenzenlose Lie-

be Gottes, das hat er gesagt im Wissen darum, dass ihm diese Botschaft das Leben kosten kann.

Bei Charles Peguy, einem französischen christlich orientierten Schriftsteller (1873-1914), findet sich der Satz: „Das Wort: der eine zieht es aus der Manteltasche, der andere reißt es aus seinem Fleisch“. Das heißt: Der eine sagt etwas, ohne dass es ihn selbst tiefer berührt; bei dem anderen gibt es diesen Abstand nicht. Jesus ist mit seinem Wort eins geworden. Er hat es „aus seinem Fleisch gerissen“. Er ist das Wort, das er spricht. Sein Wort ist „Fleisch geworden“: in seinem Tun, seinem Leben und Leiden.

Gott zur Sprache gebracht

Jesus: Das WORT. Damit ist schließlich und vor allem gemeint, dass durch Jesus und in Jesus Gott zu Worte gekommen ist: der letzte Ursprung und Grund der Welt und unseres Lebens.

Was Gott seit je den Menschen sagen und mitteilen wollte, das ist in Jesus endgültig hörbar und sichtbar, hat in ihm Gestalt bekommen, ist „Fleisch geworden“. Er ist das leibhaftige Wort Gottes, DIE Offenbarung des Vaters (vgl. Hebr 1,1f).

Wenn die Hl. Schrift vom „Worte Gottes“ redet, dann ist damit auch gemeint, dass Gott sich uns zuwendet. Verbindung mit uns aufnimmt, Gemeinschaft zwischen sich und uns begründet, einen Bund stiftet. Jesus, das Wort Gottes in Person, das heißt dann: Er ist es, in dem Gott sich in letzter Konsequenz mit uns verbunden hat. Jesus selbst verkörpert die unauflösliche Verbindung zwischen Gott und den Menschen, den Neuen, ewigen Bund.

Es gibt einen Text von Wilhelm Willms, in dem gut ausgedrückt ist, worum es hier geht. Er ist im Stil einer „Präfation“ formuliert (hier zitiert mit einigen Veränderungen):

„In Wahrheit ist es würdig und recht
Dir, Gott und Vater, Dank zu sagen
durch und für Jesus Christus,
der deine Stimme auffing für unsere Erde;
für unsere Erde,
die lange keine Stimme mehr hörte von oben,
die nur noch sich selbst hörte.

Wir danken Dir, Gott, Vater,
durch Jesus Christus, dessen Speise es war
deine Stimme zu hören,
herauszuhören aus den vielen Stimmen,
die uns umschwirren.

Wir danken Dir um Jesu willen,
der für uns zu deiner Stimme wurde,
zu deinem Wort,
zum lebendigen Wort,
zu einer Stimme, die 37 Jahre alt wurde
und dann unterging in unserem Geschrei,
das oft genug klingt wie „kreuzige ihn“.

Wir danken Dir, Gott, für Jesus, dein Wort,
das im Tode doch nicht unterging,
das neu zu sprechen begann
unauslöschbar - in seiner Auferstehung.“³

3. „Heilige Familie“

Auf den ersten Sonntag nach Weihnachten trifft das „Fest der Heiligen Familie“.

Der, den wir an Weihnachten und in der Weihnachtszeit feiern, ist Jesus. Er bildet die Mitte: in den Texten der Liturgie, auf den Weihnachtsbildern, in den Krippendarstellungen. Auf ihn kommt es an. Er kann nicht einfach eingereiht werden in eine Gruppe, als einer unter anderen.

Und doch begegnet uns dieser Jesus nicht allein und nicht isoliert. Wir sehen ihn von Anfang an in einem Kreis von Menschen, zu denen er gehört. Er kommt aus einem Volk, aus dem jüdischen Volk Israel. Er steht im Raum einer Sippe, einer Großfamilie. Und er ist Kind in der Gemeinschaft von Maria und Josef, dieser zwei Menschen, die sein junges Leben in besonderer Weise gehütet und geprägt haben. Diese ganze heilige Familie steht an diesem Feste im Blick.

Das Leben - ein Werden

Es hat die Christen seit je fasziniert und zum Nachdenken angeregt, dass Jesus, der von Gott gesandt zu den Menschen kommt, der göttliche Sohn, nicht als ein fertiger, erwachsener Mensch begonnen hat; dass er vielmehr ganz klein angefangen hat; dass er die Entwicklungsschritte durchlaufen hat, die zum Werden eines Menschen gehören.

Jesus war als Kind in einer weitreichenden Weise Menschen anvertraut, in gewissem Sinne ausgeliefert; Menschen, die ihn geformt haben, ihn für immer geprägt haben. „Man kann nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein“, hat Heinrich Heine gesagt. Das ist zwar eine irrealer Idee. Aber der Ausspruch Heines weist auf den großen Einfluss der Eltern hin, auch wenn dieser Einfluss nicht eine

totale Festlegung des späteren Verhaltens eines Menschen bedeutet.

Jesus war in seiner Kindheit Maria und Josef anvertraut, und er war bei ihnen offensichtlich gut aufgehoben. Sie haben ihm geholfen, das zu werden, wozu er berufen und gesandt war.

Seit dem Mittelalter gibt es in der christlichen Kunst Darstellungen des Lebens in der Heiligen Familie. Man hat sich auch in den Alltag dieser Familie hineinzudenken versucht und treuherzige Szenen gestaltet.

Auf einem Gemälde sieht man z.B., wie Jesus gehen lernt, auf wackligen Beinchen; er schiebt eine Art Laufstall mit Rädern vor sich her. Ein Engel hilft zwar von hinten her etwas nach, aber der Kleine muss sich doch selber ziemlich anstrengen. - Oder es ist dargestellt, wie die Heilige Familie um den Tisch sitzt. Die Mutter Maria füttert den kleinen Jesus aus einem Töpfchen mit Milchbrei; der heilige Josef schneidet gerade das Brot. Dann gibt es Bilder von der Werkstatt Josefs. Es ist eine Art Wohnwerkstatt. Man sieht die Schreinerwerkzeuge, das Nähkästchen Mariens und verschiedene Spielsachen. Zur Abrundung fehlen auch nicht die Küchenschaben, die Kakerlaken, am Fußboden, die es in den Häusern unvermeidlich gab.

Eigenständigkeit und Miteinander

Die Lesungen des Festes (im Lesejahr C) lenken auf einen Punkt hin, der auch im Leben der Familie Jesu eine wichtige Rolle gespielt haben muss. Im Leben eines jungen Menschen geht es darum, das richtige Verhältnis zu finden zwischen dem Sich-Einfügen in die Gemeinschaft und der Entwicklung von Eigenständigkeit.

Im Kolosserbrief heißt es an die Adresse der Jungen: „Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern (in allem); denn so ist es gut und recht im Herrn!“. Hier haben wir das Sich-Einfügen. Dann aber geht es in

Richtung der Eltern: „Ihr Väter, schüchtert eure Kinder nicht ein, damit sie nicht mutlos werden!“ (Kol 3,20) Erziehung muss auch Mut machen zu eigenem Denken und Leben. Auch im Evangelium kommt Beides zur Sprache: die Eigenständigkeit und das Sich-einfügen. Der zwölfjährige Jesus hat sehr deutlich ein eigenes Denken und Wollen gezeigt, ein Verhalten, das auf Maria und Josef beunruhigend und befremdlich wirkte. „Warum habt ihr mich gesucht?“, sagt Jesus ziemlich ungerührt, „wusstet ihr nicht, dass ich dem sein muss, was meines Vaters ist?“ (Lk 2,49) Dann aber kommt auch hier die andere Seite: „Er kehrte mit ihnen nach Nazareth zurück und war ihnen gehorsam,“ (Lk 2,51).

In der von den Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift Stimmen der Zeit war ein Artikel zu lesen mit der Überschrift „Erziehen statt vergöttern“,⁴ Der Verfasser, P. Bernhard Grom, bezieht sich darin auf die Beobachtung von Pädagogen und Psychologen, die meinen, dass sich in unserer Gesellschaft ein falscher Erziehungsstil ausgebreitet habe. Man traue sich zu wenig, den Kindern Regeln vorzugeben, ihnen Grenzen zu setzen. Ein Psychologe hat ein Buch veröffentlicht mit dem Titel „Die Schlaraffenlandkinder“. Darin steht der Satz: „Viele Mütter sind heutzutage nur noch die Sklavinnen ihrer Kinder“; sie werden tyrannisiert, und die Väter leiden mit (Holger Wyrwa). Hier wird nicht eine Pädagogik der Gewalt befürwortet. Aber: Kinder sollen wirklich erzogen und nicht verwöhnt und fast vergöttert werden, als ob man ihnen nichts zumuten dürfte.

Wenn im Evangelium von Jesus gesagt wird, dass er seinen Eltern gehorsam war, dann heißt das, dass er die Regeln für ein gedeihliches Zusammenleben gelernt und eingehalten hat; dass er sich etwas sagen ließ; dass er Rücksicht auf die anderen und Hilfsbereitschaft gelernt hat.

Man kann von Jesus sagen: er wurde erzogen, nicht vergöttert. Die Weihnachtsbilder von der Geburt Jesu zeigen zwar oft, wie Maria

vor dem Kinde kniet und es anbetet. Im alltäglichen Leben in Nazareth sind Maria und Josef vor Jesus höchstwahrscheinlich nicht gekniet. Er war nicht das absolute Prinzchen, um das alle herumgetanzt wären. Er musste sich einordnen.

Das ist die eine Seite. Es gilt aber auch die andere Seite. Die ist im Kolosserbrief zum Ausdruck gebracht mit der auffallenden Formulierung: „Ihr Väter, schüchtert eure Kinder nicht ein, damit sie nicht mutlos werden!“ Die Kinder und die jungen Menschen dürfen nicht so unter Druck gesetzt oder in Angst versetzt werden, dass sie keine Unternehmungslust, keine Originalität entwickeln, keine eigenen Schritte wagen.

Jesus ist in seinem späteren Leben einen Weg von großer Unabhängigkeit und innerer Freiheit gegangen. Er ist dem Auftrag gefolgt, den er als seine Sendung erkannt hat, ohne sich durch Drohungen oder Lockungen abbringen zu lassen. Das setzt auch eine große menschliche und psychische Standfestigkeit voraus. Zu dieser Persönlichkeitsstärke ist ihm wohl auch durch die Art verholphen worden, wie er während seiner Entwicklung in seiner Familie behandelt wurde.

„Heilige Familie“. Im Tagesgebet des Festes heißt es, dass uns im Miteinanderleben von Maria, Josef und Jesus ein Vorbild gegeben sei. Diese Vorbildlichkeit liegt nicht darin, dass in dieser Familie von vornherein und immer lauter Harmonie gewesen wäre. Es fehlte durchaus nicht an Problemen und Spannungen. Das ergibt sich ziemlich deutlich aus dem, was in den Evangelien über die Kindheit Jesu und auch sein späteres Leben zu lesen ist. Das gegenseitige Verstehen war nicht ohne weiteres garantiert. Das wirklich Vorbildliche dieser heiligen drei kann man aber darin sehen, dass sie aus den gemeinsamen religiösen Quellen heraus in gegenseitiger Wertschätzung und im Vertrauen zueinander gelebt haben. Um diese

Haltungen geht es auch im Leben unserer Familien und Gemeinschaften.

4. Fest der „Erscheinung des Herrn“ (Epiphanie)

Der Evangelientext zu diesem Fest (Mt 2,1-12) ist ein Abschnitt, der die Hörer und Leser nachhaltig beeindruckt hat. Man ist deshalb mit dieser Geschichte von den weisen Männern und ihrem sterngeführten Weg zu Jesus lebendig und einfallsreich umgegangen. Es gibt unzählige Darstellungen in der christlichen Kunst. Dichter und Schriftsteller haben den Stoff aufgegriffen und teilweise erweitert. Man hat die Geschichte gespielt, szenisch dargestellt (wir brauchen nur an die „Sternsinger“ zu denken).

Die Symbolik

Die Geschichte spricht uns an durch die starke Symbolik, die sie enthält. Es sind vor allem drei Symbole.

Da ist das Bild der Reise, der großen Reise, die diese Männer unternommen haben: vom Osten her nach Jerusalem, nach Bethlehem. Es ist an einen langen Weg gedacht mit Unsicherheiten; wo man plötzlich nicht mehr weiter weiß. - Das lässt an die Wege denken, die wir in unserem Leben zu gehen haben: Wege, die in Aufbruchsstimmung und Hoffnung begonnen werden, auf denen es aber auch Unsicherheiten, Überraschungen, schwierige oder gefährliche Strecken gibt. Wege auf andere Menschen zu, wo wir Vertrauen investieren müssen und gleichzeitig ein Stück Verwundbarkeit riskieren. Aber wir dürfen nicht nur um uns selber kreisen. Wege und vielleicht auch Umwege zu einem Berufsziel hin. Immer wieder Aufbrüche, die gewagt werden müssen.

Dann der Stern, der aufstrahlt und den Weg andeutet. Die Sterne sind eigenartige Phänomene. Es sind Lichter in der Nacht. Auch wenn Sonne und Mond nicht scheinen, gibt es Lichtsignale, gibt es

Orientierungsmöglichkeiten, Hilfen für den Weg. Die Seefahrt hat sich früher von den Sternen leiten lassen (Sextanten).

Der Blick zum Sternenhimmel fasziniert auch heute. Er vermittelt den Eindruck von Weite, von Größe, von Erhabenheit; die Ahnung von einer Wirklichkeit, die alle unsere Vorstellungen übersteigt.

Es gibt seit einiger Zeit eine Richtung der Umweltbewegung, die sich den Namen „dark sky“, „dunkler Himmel“ gegeben hat. Sie wirbt für einen unbehinderten Blick zum Sternenhimmel und wendet sich gegen eine übermäßige technische Beleuchtung in unseren Städten und Straßen. Man protestiert gegen die „Verschmutzung“ durch zu viel künstliches Licht, gegen den „Lichtmüll“, der den Blick zu den Sternen versperrt. In München kann man z.B. in der Nacht die Milchstraße nicht mehr sehen. Das „Wunderbare“ des Sternenhimmels kann nicht mehr erfahren werden.

Und schließlich das zentrale Bild: das Kind, das die Weisen finden: „das Kind und seine Mutter“, wie es im Evangelium heißt (Mt 2,11). Das ist noch abgesehen von der Glaubenswahrheit, um die es hier geht, ein zeitloses, elementares Bild. Weise Männer, ehrwürdige Gestalten stehen in Ehrfurcht vor einem Kinde und seiner Mutter. Auf Dreikönigsbildern sieht man oft, wie diese fürstlich dargestellten Männer sich bücken, um in das Haus hineinzukommen, in dem das Kind ist. Oder sie nehmen ihre Kronen ab, wie man den Hut zieht, um Jesus zu huldigen; manchmal lässt sich einer der Könige am Kopf kraulen vom Kinde. - Es gehört zur Menschlichkeit des Menschen, dass er schlicht und einfach wird vor einem Kinde, mit den Kindern; dass er seine Starre oder Härte verliert.

Die Glaubensbotschaft

Das Evangelium greift diese grundmenschlichen Bilder und Symbole auf und vermittelt uns durch sie hindurch die Glaubensbotschaft.

Ein erster Punkt dieser Botschaft: Gott gibt uns Zeichen. Und zwar spricht er zu uns nicht nur durch das, was in der Hl. Schrift steht, sondern auch durch verschiedene Wirklichkeiten und Phänomene, die zur allgemeinen menschlichen Erfahrung gehören.

Gott spricht uns an z.B. durch die ganz und gar nicht selbstverständliche Tatsache, dass wir leben; dass es uns gibt; dass es eine Welt, ein Weltall gibt, das menschliches Leben überhaupt ermöglicht.- Gott spricht uns an durch verschiedene Begegnungen und Erlebnisse. Es sind diskrete Zeichen, keine schlagenden „Beweise“ für die Wirklichkeit Gottes. - Zu diesen Zeichen gehört auch das Staunenswerte in der Natur. Um noch einmal auf die Sterne zu kommen: Von Immanuel Kant, dem Philosophen, stammt der berühmte Ausspruch: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht... der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“ (d.h. die im Gewissen erlebte unbedingte sittliche Forderung).⁵ Der Sternenhimmel über uns und die im innersten Gewissen erlebte unbedingte Verpflichtung und Verantwortung.

Dann, im Blick auf die Reise der Sterndeuter: die Bereitschaft, Wege zu gehen.

Die ist auch notwendig, um Gott und Christus zu finden, oder neu zu entdecken. Das können für manche weite und verschlungene Wege sein. Hauptsache, sie folgen dem Lichte, soweit es ihnen aufleuchtet. „Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt“: das war der Gedanke, der den großen englischen Theologen und späteren Kardinal John Henry Newman getröstet hat in seinem Suchen nach der Wahrheit, nach der wahren Kirche. Sich vom Licht führen lassen, das einem aufgeleuchtet ist, auch wenn noch manches unklar ist.

Auch wer Christus schon kennt, muss offen und beweglich sein. Wir können die Offenbarung Gottes in Christus nicht eingrenzen auf das, was bisher von ihm erkannt und ausgesagt wurde. „Ich habe euch

noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht tragen“, sagt Jesus zu den Aposteln in den Abschiedsreden (Joh 16,12). Das gilt den Einzelnen und der Kirche als ganzer. „Ich habe euch noch vieles zu sagen“. Deshalb sich offen halten!

Und schließlich der Blick auf das Kind Jesus. Es geht hier nochmals um die Botschaft der Weihnachtszeit: Gottes Offenbarung in einem Kinde. Sicher, das Leben Jesu als ganzes ist Offenbarung Gottes. Wer Jesus ist, das ist vor allem in seinem späteren Leben und Wirken erkennbar geworden, besonders in seinem Leiden und Sterben und seiner Auferstehung. Wir dürfen das Kind Jesus nicht vom erwachsenen Jesus trennen, als ob das Baby nie erwachsen geworden wäre. Aber: wichtige Merkmale des Wesens und Wirkens Jesu werden schon sichtbar, gerade sichtbar, wenn wir ihn als Kind sehen.

Im Matthäusevangelium wird die Art des Auftretens Jesu mit einem Zitat aus dem Propheten Jesaja charakterisiert; es hat die Form eines Gotteswortes: „Seht, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe, mein Geliebter, an dem ich Gefallen habe. Ich werde meinen Geist auf ihn legen. Er wird nicht streiten und nicht schreien. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen“ (Mt 12,18-20).

Es war so: Jesus ist nicht mit dröhnenden Parolen zu den Leuten gekommen. Er wollte sie nicht einschüchtern und in Angst versetzen. Es kam ihm darauf an, das in den Menschen noch vorhandene Potential an Sehnsucht, an Bereitschaft nicht zu ersticken, durch Überforderung, durch Misstrauen. Er wollte dem, was in ihnen noch lebte an Gutem, Luft schaffen zur Entfaltung; wollte es ermutigen durch einen Vorschuss an Vertrauen. Auf diese Weise hat Jesus gezeigt, wie wir von Gott denken sollen. Gerade diese Art des Verhaltens Jesu begegnet uns aber schon am Beginn seines menschli-

chen Lebens, wo wir ihn als ein kleines Kind sehen. Er überfällt uns nicht; er bedroht uns nicht. Er spielt nicht seine Übermacht aus.

Wer diese Sprache Jesu und Gottes versteht, wird sich öffnen können, sich selbst und mit dem, was er hat, so wie es von den Weisen im Evangelium heißt: „sie öffneten ihre Schätze und brachten ihm ihre Geschenke dar“. Sie öffneten ihre Schätze und ihre Herzen.

5. Fest „Darstellung des Herrn“ („Mariä Lichtmess“)

40 Tage nach Weihnachten, am 2. Februar, wird nochmals ein Fest begangen, das in die Kindheit Jesu zurückverweist. Nach dem liturgischen Kalender gehört dieses Fest bereits in den „Jahreskreis“; der Evangelientext des Tages (Lk 2,22-39) ist aber auch unter den Lesungen der Weihnachtszeit.

Nach der Darstellung des Lukasevangeliums wurde Jesus 40 Tage nach seiner Geburt von Maria und Josef nach Jerusalem, in den Tempel gebracht.

Jesus im Tempel

Zum ersten Mal kommt Jesus in den Tempel, als kleines Kind von ein paar Wochen. Für die Christen in der Anfangszeit der Kirche, die ja aus dem Judentum kamen, war das ein bedeutsames Ereignis. Der Tempel war das große Zeichen der Gegenwart Gottes in seinem Volke Israel. Darin war das „Allerheiligste“, die Stelle der stärksten Nähe des Bundesherrn, das nur der Hohepriester betreten durfte. In dieses Heiligtum kommt Jesus. Er wird den Tempel später das Haus „meines Vaters“ nennen (Lk 2,49), und die Christen werden erkennen, dass Jesus selbst der Tempel Gottes ist, der Ort der endgültigen, unüberbietbaren Gegenwart Gottes bei den Menschen (vgl. Joh 1,51; 2,19-22).

Der Gott Geweihte

Im Tempel wird Jesus dargestellt', das heißt vor Gott gebracht und ihm geweiht. Im „Rosenkranzgebet' wird gesagt, dass Maria Jesus im Tempel, „aufgeopfert“ hat.

In Israel war man der Überzeugung, dass alles, was als Erstes gewachsen war oder geboren wurde, heiliges Gut ist, in besonderer Weise Geschenk Gottes. Deshalb darf es von den Menschen erst dann in Besitz genommen oder genutzt werden, wenn zuerst einmal in einem heiligen Zeichen Gott als Ursprung anerkannt wird. Alles ist letztlich Gabe Gottes, gehört ihm. Das soll der Mensch dankend bekennen, und zum Zeichen dafür sollte ein kleiner Teil vom Ganzen, eben die erste Frucht, stellvertretend für das Ganze, am Altar niedergelegt und so „geweiht' werden. Erst dann darf dieses Erste ins normale Leben, in den gewöhnlichen Gebrauch hineingenommen werden. Das galt von den ersten Feldfrüchten, den erstgeborenen Tieren, und auch von den erstgeborenen Söhnen (vgl. Ex 13,1f.11-16; Dtn 26,1-11).

So wurde auch Jesus als Erstgeborener Marias Gott „dargestellt“, „geweiht“. Von ihm gilt in einzigartiger Weise, dass er von Gott kommt. Er ist die kostbarste Gabe Gottes, des Vaters, an die Menschen, und er hat später bewusst sein ganzes Sein und Leben auf diesen Gott und Vater ausgerichtet, dem Vater geweiht (vgl. Joh 17,19). Er hat für Gott gelebt und für das Werk der Erlösung.

Maria und Josef haben durch den Ritus der „Darstellung“ zum Ausdruck gebracht, dass sie das Kind Jesus als Geschenk Gottes betrachten. Sie halten Jesus nicht einfach für ihr Eigentum. Gott hat das erste Recht auf ihn; sie wollen seine Treuhänder sein.

Begegnung

Im Tempel begegnen Jesus und begrüßen ihn zwei Menschen, die die Erwartung und Hoffnung des Volkes Israel verkörpern: der greise

Simeon und die Prophetin Hanna. Im griechischen Osten wird das Fest daher „Hypapante“ (Begegnung) genannt.

Nach den Hirten, die zur Krippe kamen (Lk 2,8-20); nach den „Sterndeutern“ (Mt 2,1-11), die das Kind gesucht hatten, noch einmal Menschen, die offen und empfangsbereit sind für den Messias, der im Kinde Jesus zu seinem Volke kommt. Diese Beiden, Simeon und Hanna, werden im Evangelium liebevoll und schön gezeichnet. Es sind fromme und gesetzestreue Menschen, aber vor allem wartende Menschen, die die Hoffnung nicht verloren haben. Trotz ihres hohen Alters haben sie nicht resigniert. Sie trauen Gott noch etwas zu: in ihrem eigenen Leben und im Leben des Volkes. Für sie ist nicht alles zuende; sie ahnen und spüren, dass sie den Anbruch einer neuen Zeit miterleben.

Wilhelm Willms, der Priester-Dichter, hat die Szene so geschildert:

„Zwei alte Menschen,
die gegen alle Hoffnung gehofft hatten
und die dabei jung geblieben waren.
Der große Silberschmied Gott
hatte alle Eitelkeit und Besserwisserei von ihrem Leben
wie Schlacke abgeschöpft,
und so wurden sie im hohen Alter
zu Geburtshelfern einer neuen Zeit“.⁶

Licht für die Heiden, Ruhm (Herrlichkeit) für das Volk Israel

Jesus kommt aus Israel, aus dem jüdischen Volk, und er wusste sich zunächst zum Volk Israel gesandt (vgl. Mt 15,21-24). Lukas zeichnet in der „Kindheitsgeschichte“ die Menschen im Umkreis Jesu betont als wahre, den Geboten Gottes verpflichtete Israeliten (vgl. Lk 1,6; 2,22ff.25.39).

Durch das Wirken Jesu in Israel sollten aber auch die Weltvölker (die "Heiden") Anteil erhalten an dem Heil, das Gott wirkt und schenkt.

In den Worten Simeons über Jesus (Lk 2,30ff) werden Texte aus dem Propheten Jesaja aufgegriffen. Darin wird der „Gottesknecht“, eine herausragende prophetische Gestalt, als „Licht für die Völker“ bezeichnet (Jes 42,6; 49,6), und es heißt, dass Gott Israel seine „strahlende Pracht“ verleihen werde (Jes 46,13).

Jesus ist tatsächlich in weitem Maße zum „Licht der Völker“ geworden. Tragischerweise hat aber Israel als Volk, speziell in seinen religiösen Führern, Jesus als den verheißenen Heilsmittler nicht erkannt und angenommen. Darauf verweist, was Simeon zu Maria sagt: „er (Jesus) wird ein Zeichen sein, dem widersprochen wird“ (Lk 2,34). Im Judentum und aus ihm heraus ist eine religiöse Gemeinschaft entstanden, die sich zu Jesus bekennt - die christliche Kirche, aber mit der Zeit ist das judenchristliche Element immer mehr verschwunden. Schließlich haben in der späteren, „nachapostolischen“ Zeit, die Christen selbst dazu beigetragen, dass die Juden in Jesus nicht den sehen konnten, der Israel „zum Ruhm“ geworden ist.

Christen haben dem nicht an Jesus glaubenden Judentum nur noch böswillige Verslossenheit zuerkannt. Dem folgten gesellschaftliche Ausgrenzung und immer wieder todbringende Ausschreitungen, bis hin zum „Holocaust“. Der Evangelist Lukas war zurückhaltender und differenzierter. Nach ihm hat nicht „das ganze Volk“ Israel Johannes den Täufer und Jesus abgelehnt (Lk 7,29f). In der Apostelgeschichte rechnet er damit, dass die Nichtglaubenden, sogar die Führenden, „aus Unwissenheit“ gehandelt haben (Apg 3,17), und er lässt Paulus trotz allem vom jüdischen Volk als von „meinem Volk“ reden (Apg 28,19).

Wenn Christen am Fest der „Darstellung des Herrn“ die Worte Simeons hören; wenn sie für das Licht, das Jesus für sie geworden ist,

in einer Lichtfeier danken, dann sollte der andere Punkt nicht vergessen werden: dass Jesus nach der Ankündigung Simeons seinem Volk Israel „zum Ruhm“ sein werde. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass die Kirche praktisch nur noch „heidenchristliche“ Kirche ist. Wichtig ist aber, dass heute aus dem Judentum einflussreiche Stimmen kommen, die dem Christentum eine auch für die jüdische Religion positive Bedeutung zuerkennen. Es sei erfreulich, „dass Abermillionen von Menschen durch das Christentum in eine Beziehung zum Gott Israels getreten sind“. So heißt es in der Erklärung „Dabru Emet-Redet Wahrheit“ (aus dem Jahr 2000), die von einer großen Gruppe von Männern und Frauen der jüdischen Wissenschaft und des synagogalen Lebens in den USA und Kanada unterzeichnet wurde.⁷

6. Fest der Taufe des Herrn

Auf den Sonntag nach Epiphanie („Dreikönig“) trifft das Fest der Taufe Christi. Gemeint ist die Taufe im Jordan, der sich Jesus selbst unterzogen hat. Mit diesem Fest schließt liturgisch die Weihnachtszeit.

Die weihnachtliche Festzeit hat wieder erinnert an die grundlegende christliche Wahrheit, dass Gott sich in höchster Konsequenz mit den Menschen verbunden hat. Jesus gehört zu uns, und er steht gleichzeitig unverbrüchlich auf der Seite Gottes. So hält er Gott und die Menschheit zusammen.

Das Fest der Taufe Christi weist in dieselbe Richtung. Jesus lässt sich zusammen mit vielen anderen von Johannes taufen; er betont nicht den Unterschied zu den anderen Menschen. Deshalb ist das Wort, das Jesus bei seiner Taufe hört, auch ein verheißungsvolles Wort für uns: „Du bist mein geliebter Sohn“. Jesus gibt Anteil an seiner Gemeinschaft mit Gott dem Vater.

Ein eigenes Fest der Taufe Christi gibt es erst seit Ende der 60-er Jahre, seit der Liturgiereform im Anschluss an das 2. Vatikanische

Konzil. Es war aber sinnvoll und angebracht, dieses Fest einzuführen. Denn die Taufe Jesu im Jordan war ein wichtiges Ereignis im Leben Jesu. Im Markusevangelium, dem ältesten der Evangelien, ist die Taufe Jesu überhaupt das Erste, das über Jesus berichtet wird. Im übrigen wurde schon früh im Rahmen des Epiphanie-Festes auch an die Taufe Christi gedacht.

Jesus auf der Seite der Menschen

Jesus hat sich offensichtlich ganz bewusst der Taufe durch Johannes unterzogen. Er hat sich weitgehend zu eigen gemacht, was Johannes mit seiner Taufe verbunden hatte: dass eine grundlegende Wende in der Geschichte Gottes mit seinem Volk bevorstehe; dass eine Umkehr gefordert ist, eine Umkehr, die sich dem gegenwärtig ergehenden großen Heilsangebot Gottes öffnet. Den Heils- und Hoffnungscharakter der Zeit hat Jesus dann allerdings stärker betont als Johannes.

Den Christen der Urkirche hat die Tatsache der Taufe Jesu zunächst einiges Kopfzerbrechen gemacht. Man hat sich nämlich fast bestürzt gefragt, wie Jesus so weit gehen konnte, dass er sich von Johannes taufen ließ. Er, der Bedeutendere und Größere, unterstellt sich offenbar einem Anderen. Im Matthäusevangelium bringt Johannes der Täufer dieses Problem selbst zur Sprache: „ich müsste von dir getauft werden, und du kommst zu mir?“ (Mt 3,14) Das Johannesevangelium vermeidet überhaupt die Aussage, dass Jesus von Johannes getauft wurde; es wird nur gesagt, dass Johannes die Herabkunft des Geistes auf Jesus sieht und bezeugt (Joh 1,29-34). Ausserdem: Jesus unterzieht sich einer Taufe, die als ein Zeichen der Bekehrung gedacht war. Wie konnte sich Jesus auf so etwas einlassen, wo er doch kein Sünder war? Wie konnte sich Jesus so ins Zwielficht bringen? Man hatte mit der Taufe Jesu ähnliche Schwierigkeiten wie später mit seinem Leiden und dem Kreuzestod.

Aber es ist so: Jesus hat sich von Johannes taufen lassen. Er hat sich eingereiht als einer der Vielen, die an den Jordan kamen - ein Zeichen der Zusammengehörigkeit. Es kam ihm nicht darauf an, seine Besonderheit zu betonen.

Sicher, Jesus ist nicht als ein Sünder gekommen. Aber er wollte die unheilvolle Situation mittragen, in die die Menschheit durch die Sünde geraten ist. Jesus hat wie kein anderer gespürt, was es heißt, in einer Welt zu leben, die abgedunkelt ist gegenüber Gott; in der das Licht Gottes nicht mehr genügend durchscheinen kann. Er hat gespürt, was es heißt, in einer Menschheit zu leben, die durch Hass, Neid und Gier vergiftet und zutiefst gefährdet ist. Und Jesus hat den Widerstand gegen Gott, der in der Sünde liegt, am eigenen Leibe tödlich aushalten müssen (vgl. Röm 15,3).

So wie bei seiner Taufe das Wasser des Jordan über ihm zusammengeflossen ist, so hat sich Jesus eintauchen lassen in unsere Menschenwelt, auch in ihre gefährlichen Tiefen. Jesus war bereit, die schweren und bösen Erfahrungen mitzumachen, die Viele machen müssen: z.B. die Erfahrung vergeblichen Mühens; die Erfahrung, verkannt und missachtet zu werden. Jesus hat sogar das schreckliche Gefühl miterlebt, „von Gott verlassen“ zu sein. So ging es ihm am Kreuz (vgl. Mk 15,34).

Jesus im Jordan, im Fluss! Er ist nicht am sicheren Ufer stehen geblieben, und hat von dort kluge Worte zugerufen. Er ist selbst in den gefährlichen Strom hineingestiegen; hat mit uns gerudert und gerungen. Deshalb kann der Hebräerbrief sagen: „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht mitfühlen könnte mit unseren Schwächen und Schwierigkeiten, sondern einen, der in allem wie wir in Versuchung geführt, geprüft worden ist“ (vgl. Hebr4,15). An diesen Jesus können wir uns halten, wenn wir die Engpässe des Lebens spüren, die Probleme und Rätsel des Menschseins. Das sagt uns die Taufe, die Jesus auf sich genommen hat.

Der geliebte Sohn

Die Schilderung der Taufe Jesu in den Evangelien hat die Annahme nahegelegt, dass dem öffentlichen Wirken Jesu eine tiefe persönliche religiöse Erfahrung vorausgegangen ist.⁸ „Du bist mein geliebter Sohn“ (Mk 1,11): so wird diese Erfahrung im Zusammenhang mit der Taufe Jesu umschrieben. Das ist eine Zusage der Anerkennung, der Liebe, des Vertrauens von seiten des Vaters; für Jesus eine ermutigende und befreiende Erfahrung, die sein ganzes Leben geprägt hat.

Es ist ja schon allgemein so: Sich beachtet, anerkannt, gewürdigt zu wissen; sich geschätzt, geliebt zu wissen, das macht zuversichtlich. Da erwachen Energien und Bereitschaften. Das Leben ist dann wie in ein helles, warmes Licht getaucht; in eine Atmosphäre, die Auftrieb gibt.

So etwas muss auch Jesus erlebt haben, konzentriert bei seiner Taufe im Jordan.

Er hat von Gott, dem Vater, her eine Zuneigung, ein Wohlwollen, ein Vertrauen gespürt, die ihm das Herz geweitet haben und die ihm ermöglichten, auch in einer positiven Einstellung, in Liebe und Vertrauen auf die Menschen zuzugehen.

„Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“, so lautet die Himmelsstimme bei Markus (1,11; ähnlich Mt 3,17). Besser wäre die Übersetzung: „Du bist mein geliebter Sohn; an dir habe ich meine Freude“.⁹ „An dir habe ich Gefallen gefunden“: das klingt zu sehr nach einer Benotung für gutes Betragen.

„An dir habe ich meine Freude; du hast mein volles Vertrauen“: das war das Licht, das Jesus begleitet und geleitet hat. Jesus hat nicht aus einer negativen Stimmung und Haltung heraus gelebt und gewirkt: nicht aus einer Unzufriedenheit mit sich und den anderen; nicht aus einem Ärger über alles Mögliche, nicht aus einer Verbitte-

rung heraus; er hat erst recht nicht gewirkt aus einer bösen Freude daran, die Menschen in Angst versetzen zu können. Er hat sich nicht auf die negativen Seiten der Menschen fixiert. Er traut ihnen neue Wege und Anfänge in Richtung des Guten zu.

Im Sohne Zugang zum Vater

Als Jesus ins Wasser des Jordan hinabstieg, hat er sich auf die Seite seiner Menschenbrüder und-schwestern gestellt; auf die Seite der sündigen Menschheit. Deshalb ist aber das ihm zugesprochene Wort der Zuwendung und der Liebe des Vaters ein Wort, das auch uns eine neue Gottesbeziehung eröffnet. Jesus hat seine Jünger dazu angeleitet, Gott als „Abba-Vater“ anzusprechen (Lk 11,1f). Er ermutigt dazu, in Vertrauen vor Gott zu leben; an die ehrliche Güte Gottes zu glauben, die unser Leben und Heil will; die uns nicht so schnell aufgibt und fallen lässt. Der Gott und Vater Jesu ist kein Rache-gott. „Das geknickte, angebrochene Rohr bricht er nicht vollends ab, und den noch glimmenden Docht drückt er nicht aus“, so heißt es in der Tageslesung aus Jesaja im Blick auf den „Gottesknecht“, den Repräsentanten des Heilswillens Gottes (Jes 42,3). Der noch verbliebene gute Wille des Menschen wird nicht abgewürgt, nicht entwertet, sondern gestützt und bestärkt zu neuen Ansätzen und Schritten.

Auf dieser Linie kann der Apostel Paulus schreiben, dass Christen von ihrer „Taufe auf Christus“ her nicht unter einem „Geist der Knechtschaft“ stehen, sondern vom „Geist des Sohnes“ geleitet als „Söhne und Töchter“ frei und zuversichtlich leben dürfen (vgl. Gal 3,26f; 4,6; Rom 8,15).

Osterfestkreis

Die österliche Festzeit, die mit der Liturgie der Osternacht beginnt und mit dem Pfingstfest abschließt, ist das ausstrahlende Zentrum aller christlichen Feiern. Dabei sieht die Kirche die Auferstehungswirklichkeit Christi in einem inneren Zusammenhang mit dem Leiden und Sterben Jesu. Man spricht daher im Blick auf die Zeit von Gründonnerstagabend über den Karfreitag bis zur Feier der Auferstehung (Osternacht bzw. Ostermorgen) von den „Drei österlichen Tagen“.

Die „drei österlichen Tage“

1. Gründonnerstag - Abendmahl und Fußwaschung

Der Abendmahlsgottesdienst dieses Tages erinnert an das „Letzte Abendmahl“ Jesu.

Die Lesung aus dem Ersten Korintherbrief spricht direkt von der Eucharistie und ihrem Ursprung „in der Nacht“ vor dem Tode Jesu (1Kor 11,23-25). Das Evangelium spricht nur allgemein vom letzten Mahl Jesu (Joh 13,1-15). Johannes schildert aber ausführlich, dass Jesus im Rahmen dieses Mahles den Jüngern die Füße wäscht.

Für Jesus kommt die Stunde des Abschieds aus dieser Welt: „Fortgehen“, heißt es; sicher auch „hinübergehen zum Vater“, von dem er gekommen ist. Aber das ist kein bloßer harmloser Durchgang, der Jesus nicht weiter berührt hätte.

Der Evangelist schaut auf das Leben Jesu als Ganzes zurück und fasst es zusammen in dem Satz: „Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung“ (Joh 13,1). Jesus hat gepredigt, er ist als Verkünder viele Meilen gewandert in Israel, er hat geheilt, Kranke geheilt, er hat sich abgemüht, hat gebetet, hat gekämpft, gerungen, um seine Gegner zu überzeugen. Aber das, was alles getragen und bestimmt hat, war seine Lie-

be: „Liebe“, verstanden als Zuwendung, Zuneigung, Nähe, als eine tiefe Verbindung, in der Herz, Wille und Tat eine Einheit bilden. -

Hervorgehoben wird auch die Hoheit Jesu. Er ist „der Herr und Meister“ (Joh 13,13f); Er kommt aus der Welt Gottes, er gehört ins innerste Geheimnis Gottes hinein.

Deshalb wird Jesus nicht einfach durch äußere feindliche Einwirkung aus der Welt hinaus gestoßen. Er geht bewusst in das hinein, was ihm bevorsteht; er nimmt es an, um seinem Auftrag treu zu bleiben.

Und dann das Zeichen der Fußwaschung. In der damaligen Zeit war es ein realer, praktischer Dienst, der einem Gast gegenüber üblich war; der allerdings nur von Sklaven oder Niedriggestellten getan wurde. Hier tut es der „Herr“. Jesus besteht darauf, dass die Apostel seinen Dienst annehmen. Petrus wehrt sich, aber es wird ihm ganz ernst gesagt: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir“ („hast du keine Gemeinschaft mit mir“) (Joh 13,8).

Es ist klar, dass es hier nicht bloß um das äußere Waschen geht. In der Fußwaschung deutet und aktualisiert Jesus sein ganzes Leben und Wirken: als Dienst am Leben und Heil der Menschen. „Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben zu geben“, sagt Jesus an anderer Stelle (vgl. Mk 10,45). Diesen Dienst Jesu müssen die Jünger, müssen wir annehmen, dürfen wir annehmen, auch wenn wir nie ein Anrecht darauf haben; auch wenn wir ihn nicht verdienen können. Jesus wollte für uns leben und sterben.

Was Jesus in der Fußwaschung tut und uns sagen will, das hat er in anderer Form beim Letzten Abendmahl durch die Stiftung der Eucharistie zum Ausdruck gebracht. Davon spricht die Lesung aus dem Ersten Korintherbrief. „Nehmt und esst: das ist mein Leib für euch“, sagt Jesus (1Kor 11,24; vgl. Mt 26,26).

Das bedeutet: in den eucharistischen Gaben gibt uns Jesus Anteil an seinem Leben; er gibt sich selbst. Hier kommt ans Ziel, was mit der Fußwaschung letztlich gemeint ist. Hier erhält seine volle Wahrheit, was der Evangelist von Jesus sagt: „da er die Seinen liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung“.

In der Einsetzung der Eucharistie fasst Jesus zusammen, was sein ganzes Leben geprägt hat. Er ist nicht um sich selbst gekreist; er war offen für die Menschen, für ihr Suchen, für ihre Hoffnungen und Freuden, für ihre Nöte und ihr Leid. Er hat sich den Menschen gewidmet: den Kranken, den Kindern, den Bedrückten, den Menschen in Sackgassen und Engpässen. Er hat gegeben und geschenkt: seine Aufmerksamkeit, seine Zeit, seine Kraft. Das alles mündet ein in die Gabe der Eucharistie. Da will und kann uns Jesus im tiefsten nahe kommen, sich mit uns verbinden. Jesus wollte nicht nur reden, mahnen, von außen berühren; er wollte uns zuinnerst erfassen, gewissermaßen ein Element unseres Lebens werden.

„Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe“ (Joh 13,15). Das ist der letzte Satz im Evangelium des Tages.

„Wie ich an euch gehandelt habe“: Das Erste ist, dass wir das Tun Jesu betrachten, es auf uns wirken lassen; dass wir uns anrühren lassen durch seinen Willen, für uns da zu sein, uns zu dienen. Das kann uns innerlich lösen, weiten, uns zuversichtlich machen; und das hilft uns, im Geiste Jesu unseren Mitmenschen zu begegnen. Was Jesus uns gibt, soll durch uns an andere weitergehen.

Dem Beispiel der Liebe Christi zu folgen, das kann Verschiedenes bedeuten. Es hat einmal jemand gesagt: Lieben heißt, anderen ermöglichen, zu leben. Es ist eine sinnvolle Frage, die wir uns stellen können: ermöglichen wir den Menschen um uns herum, zu leben. zu atmen? Oder schnüren wir ihnen den Atem und den Lebensmut ab?

Lassen wir unsere Mitmenschen ein Wohlwollen spüren, das belebend, aufbauend und fördernd wirkt?

Das Anliegen, anderen Leben zu ermöglichen, bedeutet auch, diejenigen nicht zu vergessen, die ganz elementar ums Überleben kämpfen: um die unabdingbare Nahrung, um einen Platz zum Wohnen, um medizinische Notversorgung, um die grundlegenden Freiheitsrechte. Es gibt die weltweiten kirchlichen Hilfswerke, verschiedene Menschenrechtsorganisationen und auch Hilfsstellen vor Ort, die sich für bedürftige und bedrohte Menschen einsetzen. Wir können sie unterstützen.

Abendmahlsgottesdienst heißt die Eucharistiefeier am Gründonnerstag. Es gibt keine andere Messfeier im Lauf des Jahres, die uns so deutlich die Verbindung der Eucharistie mit dem Letzten Abendmahl Jesu vor Augen führt. Die Eucharistie hat ihren Ursprung in den Abschiedsstunden des Lebens Jesu, als er bewusst auf sein Leiden und Sterben zuing. Das gibt diesem Sakrament seinen tiefen Ernst und Realitätsgehalt. Denn im Angesicht des Todes sind die Menschen am wenigsten in Gefahr, zu flunkern und leere Worte zu machen. Deshalb ist das, was damals im Abendmahlssaal von Jesus gesagt und getan wurde, geprüft und gewogen an einem unbestechlichen Maßstab. Es sind „im Feuer geprüfte“ Worte und Zeichen, Worte und Zeichen seiner Liebe.

2. Karfreitag - ein Blick in Abgründe

Im Nachmittagsgottesdienst des Karfreitags wird die Leidensgeschichte aus dem Johannesevangelium gelesen (Joh 18,1-19,42).

Es ist ein Bericht, der nahegeht und berührt, obwohl nicht Druck auf die Gefühle gemacht wird. Das Leiden Jesu wird nicht ausgemalt in den Einzelheiten, in den schrecklichen Einzelheiten, die den Kreuzestod ausgemacht haben. Es wird nicht nach Effekten ghascht.

Aber diese Passionsgeschichte lässt etwas spüren von der Hintergrundigkeit und Abgründigkeit der Ereignisse, die damals in Jerusalem geschehen sind.

„Abgründigkeit“: ein Abgrund: wenn man bedenkt, was Menschen hier mit Jesus gemacht haben, mit dem, der als die leibhaftige Gnade Gottes zu uns gekommen ist. Ein Abgrund auch in dem Sinn, dass am Kreuz ein ungeahntes Bild von Gott sichtbar geworden ist: ein Bild der Liebe Gottes, die sich darin zeigt, dass sie auch noch den Widerstand der Menschen ausgehalten und sich nicht zurückgezogen hat. Der Weg zum Heil ist nicht verschüttet, sondern offen gehalten. Paulus schreibt im Römerbrief: „Gott hat seine Liebe zu uns darin erwiesen, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Gottes Feinde waren“ (Röm 5,8.10).

Der vierte Evangelist hat in seiner Leidensgeschichte bestimmte eigene Akzente gesetzt. Das sieht man, wenn man seinen Bericht mit dem der drei anderen Evangelien vergleicht. Johannes betont, dass Jesus sehr bewusst und aus eigenem Wollen in das Leiden hineingegangen ist. Zu Beginn heißt es: „Jesus wusste alles, was mit ihm geschehen sollte“ (Joh 18,3). Jesus hat mit seiner Ablehnung und mit seinem Tode gerechnet. Aber er hat das Todesleiden auf sich genommen, weil er seinem Auftrag treu bleiben wollte; weil er die Botschaft der Hoffnung nicht zurücknehmen wollte, die er verkündet hatte.

Weiterhin will Johannes deutlich machen, dass sich auch im Leiden Jesu sein hoheitliches Wesen zeigt. Es ist die Hoheit des unbestechlichen Zeugen für die Wahrheit Gottes; der seine Überzeugung weder durch Schmeichelei noch durch Drohungen fallen lässt. „Also bist du doch ein König?“, sagt Pilatus fragend. Ja, sagt Jesus, „ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege“ (18,37). Die Hoheit Jesu zeigt sich auch

in der Art, wie Jesus vor seinen Richtern steht: ohne Unterwürfigkeit; er entscheidet selbst, ob er antwortet oder nicht.

Manche Szenen der Leidensgeschichte prägen sich vielleicht besonders ein. Etwa die Stelle, wo Jesus mit der Dornenkrone und dem purpurroten Spottmantel dem Volk vorgeführt wird: „seht da ist der Mensch!“ (Joh 19,5) Für den Evangelisten ist das ein Satz mit einer tieferen Bedeutung. „Da ist der Mensch“; ja, an Jesus sieht man den Menschen: den immer wieder missachteten und geschlagenen Menschen, aber auch den Menschen, der von Gott her eine nicht verhandelbare Würde hat.

Dann diejenigen, die beim Kreuz stehen, die Treuen: die Mutter, der Jünger und Freund, die Schwester seiner Mutter, und Maria von Magdala (Joh 19,25). Sie halten zu ihm. Im Johannesevangelium sind sie näher bei Jesus als in den anderen Evangelien, wo es heißt, dass sie „von weitem“ zuschauten (vgl. Mk 15,40f).

Und der Stoß der Lanze in die Brust Jesu! Jesus hat alles gegeben: gerade deshalb wird er die Menschen in geheimnisvoller Weise anziehen. Der Evangelist ist sich sicher: „sie werden auf den schauen, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,34-37).

Es gibt Situationen, wo wir uns nicht mehr selber trösten können; wo der Scharfsinn nicht mehr hilft; wo man kein gescheites Reden mehr hören will und ertragen kann. Ein Blick auf Jesus am Kreuz ist da noch am ehesten möglich.

Was uns in der Leidensgeschichte berichtet wird, ist nicht Vergangenheit. Vergangenheit nicht für Jesus selbst. Sicher, er leidet und stirbt nicht mehr. Aber er bleibt geprägt durch sein Leiden und Sterben. Er weiß und wird es niemals vergessen, was Leiden ist. Er ist durch die Feuerprobe gegangen und kann deshalb mit allen fühlen, die Angst, Schrecken und Qualen durchmachen müssen. In der Karfreitagslesung aus dem Hebräerbrief heißt es ja: „Wir haben nicht

einen Hohenpriester, der nicht mitfühlen könnte mit unserer Schwäche, sondern einen, der wie wir geprüft wurde“ (Hebr 4,15).

Und es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen dem Todesopfer Jesu und seinem Auferstehungsleben. Was an Jesus in Ewigkeit strahlt und leuchtet, ist seine Liebe, und diese Liebe zum Vater und zu uns Menschen ist gerade in seinem Leiden und Sterben zur Vollendung gekommen. Die Erprobung im Leiden, die Jesus durchmachen musste, die gibt ihm für immer eine unvergleichliche Glaubwürdigkeit. Weil sich Jesus seine Zukunft nicht dadurch sichern wollte, dass er sich jede Verwundbarkeit vom Leibe hielt; weil er sich dem nicht entzogen hatte, was nach gewöhnlicher Einschätzung Ansehen, Einfluss und Autorität zerstört, deshalb kann seine Autorität und Bedeutung durch nichts mehr erschüttert werden. Er ist durch alles hindurch, was einen Menschen physisch und moralisch vernichten kann; deshalb ist seine Stellung für immer „feuerfest“ und krisenfest. Für die Urkirche gehören daher zum auferstandenen Jesus seine Wundmale. Sie unterstreichen das Leben des Auferstandenen, stellen es nicht in Frage.

Aber auch für uns ist das in der Passionsgeschichte Berichtete nicht Vergangenheit. Wir sind als Christen auf den Weg der Nachfolge Jesu gerufen. „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!“ (vgl. Mt 16,24). Dieser Weg der Nachfolge Jesu ist zwar nicht bloß Plage und Bitternis. Sonst würde man ihn nicht angetreten haben und wäre man nicht auf ihm geblieben. Christen haben wohl auch etwas von der Kostbarkeit der Verbindung mit Jesus gespürt; haben etwas gemerkt vom „Schatz im Acker“, von der „kostbaren Perle“ (vgl. Mt 13,44-46), für die es sich lohnt, manches einzusetzen und dranzugehen. Aber der Glaube führt doch auch in Schwierigkeiten, Entscheidungskrisen und Dunkelheiten. Und der Weg eines Bemühens um die Mitmenschen im Geiste Jesu bringt die Gefahr, ausgenützt zu werden,

bringt Belastungen und Enttäuschungen mit sich. Dann merkt man auch selbst etwas vom Kreuze Christi.

Ferner: Die Passion geht weiter in denjenigen, die um ihres Glaubens willen verfolgt, benachteiligt und zu Tode gebracht werden. „Warum verfolgst du mich“, hatte der auferstandene Jesus zu Saulus/Paulus gesagt, der die Christen bekämpft hatte (Apg 9,4). Diese Bedrängten und Verfolgten brauchen die Unterstützung von seiten ihrer Mitchristen.

Wir denken aber über die Christen hinaus an die vielen Menschen in Not, die sich selbst nicht helfen können. „Holt den Menschen vom Kreuz! Vom Kreuz des Elends, der Unwissenheit, der Unterdrückung!“: so lautete vor einigen Jahren das Motto für die Misereor-Aktion.

3. Am Ostertag – dem Fest ein Echo gönnen

Ostern: das große Fest, das grundlegende Fest der Christen. Von der inneren Macht dieses Festes ist auch etwas zu spüren. Man kann an eine Welle denken, die auf uns zurollt; die uns erfassen und hochheben will: eine Welle von Licht, von Leben und Hoffnung. Diese Woge ist das Fest selbst und was zu ihm gehört: die Osterbotschaft, die gottesdienstlichen Feiern, die Lieder, die Symbole, auch das Brauchtum, das mit Ostern verbunden ist. Das alles kommt auf uns zu; es rüttelt gewissermaßen an uns und will uns mitziehen, und man braucht sich nicht selbst dazu verurteilen, unberührt und unbewegt zu bleiben.

Ostern in verschiedenen Lebenssituationen

Ostern feiern, das ist ja in verschiedenen Lebenslagen und Gefühlslagen möglich.

Verhältnismäßig leicht wird es fallen, wenn das Leben einigermaßen harmonisch verläuft; wenn wir uns auch sonst des Lebens freuen

können. Da kann man die österlichen Dank- und Loblieder gut mitvollziehen: „Dankt dem Herrn, denn der Herr ist gütig!“

Ostern kann aber auch dann gefeiert werden, wenn sich die Lebenslandschaft verdüstert, durch Ereignisse, die bedrücken und traurig machen. Die Christen haben Ostern nie so gefeiert, dass sie sich die Augen zugehalten hätten, um das Leidvolle in der Welt nicht zu sehen. Diejenigen, die in der Anfangszeit des Christentums an den Auferstandenen geglaubt haben, hatten ja noch sein schreckliches Leiden und sein Sterben am Kreuz vor Augen, und sie hatten auch selbst zu leiden. Diese ersten Gläubigen waren bedroht, diskriminiert, verfolgt. Aber sie wussten sich gehalten und mit dem verbunden, der durch Leiden und Tod in ein unzerstörbares Leben eingegangen war.

Die frühesten Osterbilder der christlich geprägten Kunst finden sich auf Sarkophagen, auf Särgen und in Begräbnisstätten. Menschen, die trauerten, haben sich den Ostersieg Jesu vor Augen gestellt. Es waren noch ganz einfache Darstellungen: z.B. ein Kreuz mit einem Lorbeerkranz als Lebens- und Siegeszeichen.

Jesus: der „Lebendige“

Das Osterfest geht zurück auf Erfahrungen, die von den ersten Anhängern Jesu kurz nach seinem Leiden und Sterben gemacht wurden. Es waren überraschende Erfahrungen, die sie zur Gewissheit führten, dass Jesus in der Kraft Gottes lebt und aus der Einheit mit Gott, dem Vater, neu auf sie zukommt. Das Überwältigende dieser Erfahrung lag nicht zuletzt darin, dass sich Jesus, den sie verleugnet oder verlassen hatten, neu zu ihnen bekannte; dass er die Gemeinschaft mit ihnen wieder aufnahm und ihre Berufung bestätigte (vgl. Joh 20,19-23; 21,15-19). Diese Gewissheit und Zuversicht konnte nicht einfach aus ihnen selbst kommen. Jesus erwies sich wahrhaft als der „Gute Hirt“, der die Seinen aus Traurigkeit, aus Selbstvorwür-

fen und Hoffnungslosigkeit heraus in eine neue Zukunft führt (vgl. Mk 14,27f).

In der Hl. Schrift des Neuen Testaments wird Jesus „der Lebendige“ genannt. Das ist geradezu ein Christustitel. „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“, heißt es in den Ostertexten des Lukas-evangeliums (Kap. 24,5). In der „Offenbarung des Johannes“ sagt der erhöhte Christus: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit“ (Offb 1,18). Der Lebendige! Das bedeutet: Nicht wir halten durch unsere Erinnerung Jesus lebendig, durch ein pietätvolles, mehr oder weniger wehmütiges Zurückblicken auf sein vergangenes Leben und Wirken. Der Glaube an den auferstandenen Christus ist nicht eine Art Grabpflege oder Pflege eines Denkmals, das wir errichtet haben. Sondern Jesus ist durch seine Auferstehung in sich selbst von Leben erfüllt. Er ist ein Ursprung von Kräften und Impulsen, die von ihm ausgehen und auf uns zukommen.

So haben ihn die Apostel am Anfang erlebt. Jesus ist von sich aus auf sie zugekommen; hat sich Zugang zu denen verschafft, die es aufgegeben hatten, mit ihm zu rechnen und auf ihn zu hoffen (vgl. Lk 24,13-35; Joh 20,19-29).

Teilhabe am Leben des Auferstandenen

„Ostern“ bedeutet: In Jesus selbst ist ein neues Leben aufgebrochen; ein Leben, an dem er uns Anteil gibt. Nicht wir hauchen einem Toten Leben ein. Eher sind wir die Toten, denen Leben eingehaucht wird; die Anteil erhalten am Leben des Auferstandenen (vgl. Joh 20,22; 14,19). Die Christen am Anfang wagten zu sagen: wir sind „mit Christus auferweckt“ und „lebendig gemacht“ (Eph 2,5f; vgl. 5,14).

In der Zeit der Sowjetunion gab es in Russland einen auch im Westen bekannten Pädagogen, Anton Semjonowitsch Makarenko (1888-

1939). In einem seiner Bücher, das auch ins Deutsche übersetzt wurde (Der Weg ins Leben)¹⁰, schildert er einen Vorfall, der mit dem Osterfest zusammenhängt. Er gibt zwar als Marxist eine eher negative (spöttische) Darstellung. Man kann das, was er berichtet, aber auch in einem anderen Lichte sehen. (Im Folgenden wird nicht direkt zitiert, sondern in eigenen Worten nacherzählt)

Makarenko war von 1935 an Leiter eines sog. Jugendkollektivs („Maxim-Gorki-Kolonie“) in der Nähe von Charkow in der Ukraine. Dieses Erziehungsheim war in einem aufgelösten orthodoxen Kloster untergebracht. Die Kirche dieses Klosters stand noch und durfte damals von den Leuten des benachbarten Dorfes Podworki wieder benutzt werden. In der Osternacht war es üblich, dass die Männer von Podworki einer nach dem anderen in den Turm der Kirche hineinkrochen und jeder eine Weile an der Glocke zog. Jeder läutete sich sozusagen sein Ostern. So war es auch, als Makarenko diesen Osterbrauch zum ersten Mal erlebte. Er lag im Bett und konnte nicht schlafen, weil immer wieder jemand an der Glocke zog. Er wurde wütend und lief schließlich auf den Hof hinunter. Dort schrie er die Leute an: „Seid ihr denn alle verrückt geworden? Wer soll denn dieses ewige Gebimmel aushalten?“ Einer der Männer ging auf ihn zu und sagte: „Patjuschka („Väterchen“), bedenke heute ist das Fest der Feste; die Sowjetmacht hat uns erlaubt zu feiern. Niemand kann uns das Läuten verbieten“. Makarenko darauf: „Ja gut, feiern, aber wozu dieses Herumgetue?“ Einer antwortete ihm und sagte: „Christus ist auferstanden, verstehst Du?“ Da ging Makarenko etwas näher auf die Männer zu und sagte: „Na schön, Christus ist auferstanden; aber hört doch einmal her: Was geht denn das Euch an? Ihr tut ja gerade so, als ob bei Euch in Podworki einer auferstanden wäre, und davon habe ich nichts gehört“.

Makarenko berichtet nicht, was ihm darauf gesagt wurde. Aber die Männer hätten ihm sagen können, und sie haben das wohl auch so empfunden: „Das geht uns sehr wohl etwas an, dass Jesus aufer-

standen ist. Es gibt den lebendigen Christus, und es gibt das neue Leben, das er uns allen gebracht hat. Auf dieses neue Leben läuten wir, wenn wir an der Glocke ziehen“. Die Leute hätten Makarenko hinweisen können auf die Osterikonen der orthodoxen Kirche. Das Auferstehungsbild der Ostkirchen ist nicht der einzelne auferstandene Christus, der aus dem Grabe steigt. Es ist der Christus, der hinabgestiegen ist zu den Toten, und der die ihm vorausgegangene Menschheit in sein neues Leben hineinzieht. Oft sieht man auf diesen Ikonen den Auferstandenen, wie er Adam und Eva, die Vertreter der ganzen Menschheit, mit einem festen Griff an der Hand fasst und in sein Licht hineinreißt. Jesus ist nicht nur für sich allein von Toten auferstanden. Mit ihm beginnt eine neue Menschheit (vgl. Röm 5,15-19 „neuer Adam“; 8,29; 1Kor 15,20f). Das Evangelium sagt es so: Das Weizenkorn, das in die Erde gefallen und „gestorben“ ist, lebt nicht nur allein wieder auf, sondern in vielen neuen Körnern (Joh 12,23f).

Dem neuen Leben Raum geben

Der auferstandene Jesus und sein Leben, in das er uns hineinnehmen will, hineinnimmt! Dieses neue Leben will sich in uns entfalten. Es will, soll Raum bekommen. Wir können das Unsere dazu beitragen.

- Zum einen dadurch, dass wir im Blick auf Jesus leben. Das heißt: sein Bild auf uns wirken lassen; das Bild, das die Evangelien zeichnen. Den Aposteln wurde gesagt: „Er (der auferstandene Jesus) geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen“ (Mk 16,7). Man kann diese Anweisung auch so verstehen, dass sich die Jünger den Weg nochmals vergegenwärtigen sollen, den sie mit Jesus in Galiläa gegangen sind; sich bewusst machen, was sie mit ihm erlebt haben. Auf diese Weise werden sie ihm als Lebendigem begegnen.¹¹

Im Blick auf Jesus leben! Das bedeutet weiterhin: Ihm einen Platz in unserem Denken und Planen geben; ihn hereinnehmen in unsere Freuden und Sorgen. Ihn anrufen. Und rechnen mit seinen Verheißungen. Dass wir ihnen Wahrheit vertrauen; darauf setzen, dass es stimmt, wenn Jesus sagt: „Ich bin bei euch allezeit“ (Mt 28,20); „ich lasse euch nicht als Waisen zurück“ (Joh 14,18); „ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen“ (Apg 1,8).

- Dem Auferstehungsleben Raum geben, das heißt zum anderen: nicht in sich selbst verschlossen und verschanzt leben, sondern offen für die Mitmenschen. Im Ersten Johannesbrief steht der Satz: „Wir sind aus dem Tod hinübergegangen ins Leben, weil wir die Brüder (und Schwestern) lieben“ (1 Joh 3,14). Das „ewige“, unzerstörbare Leben beginnt schon jetzt, in Glaube (vgl. Joh 5,24), Hoffnung (vgl. Hebr 6,19) und Liebe, vor allem in der Liebe (vgl. noch 1 Kor 13,13). Die „Brüder und Schwestern lieben“, das heißt: Achtung und Ehrfurcht vor einander; Anteil nehmen an dem, was Andere bewegt; ihnen das Gute, das sie haben, gönnen; sie ermutigen, stützen, helfen, verzeihen. Durch diese Haltungen und Bereitschaften sind wir im neuen Leben Jesu Christi.

Osterzeit

1. „Weisser Sonntag“ – ein Hoffnungsbild

Dieser Sonntag am Ende der Osterwoche ist geprägt durch zwei Erscheinungen des Auferstandenen, die im Johannesevangelium geschildert werden: die Erscheinung Jesu vor mehreren Aposteln und dann eigens für den Apostel Thomas (Joh 20,19-31). Jesus „kommt“ zu denen, die sich aus Furcht hinter verschlossenen Türen verschanzt hatten. Er spricht ihnen den „Frieden“ zu, d.h. neue Gemeinschaft, Vergebung, Heil, und er lässt sie neu teilnehmen an seiner Sendung. Es ist ein Hoffnungsbild, das hier gezeichnet wird.

Was sich am Ursprung gezeigt hat

Das Christentum hat begonnen mit einer entscheidenden Erfahrung. Es war die Erfahrung, dass Jesus nach seinem schrecklichen Tode neu auf seine Jünger zukam, und dass dieser Jesus liebevoll und barmherzig mit denen umgegangen ist, die ihn in den schwersten Stunden seines Lebens verlassen und verleugnet hatten (vgl. Mt 26,56. 69-75; Mk14,50. 66-72).

Im Alten Testament gibt es die berührende und meisterhaft gestaltete Geschichte vom „ägyptischen Josef“ (Gen 37-50). Josef war einer der Söhne des Stammvaters Jakob. Er ist einer von seinen zwei jüngsten Söhnen und wird von seinem Vater besonders geliebt. Die anderen Brüder werden neidisch auf ihn und verkaufen ihn eines Tages an Händler, die ihn nach Ägypten bringen. Dort macht Josef schwere Jahre durch, er bekommt aber schließlich eine bedeutende, hohe Stellung am Hofe des Pharao.

Als dann eine Hungersnot ausbricht, ziehen die Brüder Josefs aus Palästina nach Ägypten, weil sie Getreide brauchen. Sie müssen vor Josef erscheinen. Er erkennt sie, aber bevor er sich zu erkennen gibt, tut er noch einiges, um sie das Unrecht und die Gemeinheit, die

sie ihm angetan hatten, spüren und büßen zu lassen. Josef kostet die Abhängigkeit seiner Brüder von ihm aus. Er macht sich ein gewisses Vergnügen daraus, sie zu schrecken, indem er sie in den Verdacht bringt, Diebe zu sein. Er genießt ihre Verwirrung und Ratlosigkeit. Dann freilich kommt die brüderliche Zuwendung und die Versöhnung: „Ich bin Josef, euer Bruder, habt keine Angst mehr!“

Eine solche Verhaltensweise ist menschlich verständlich. Der ungerecht und unbrüderlich Behandelte lässt die Schuldigen erst einmal ihre Schuld spüren und büßen. Er lässt sie in ihrem schlechten Gewissen „schmoren“, in ihren Selbstvorwürfen. Erst dann reicht er ihnen wieder die Hand.

Auf dem Hintergrund dieser biblischen Szene sieht man, dass es Jesus mit den Aposteln nicht so gemacht hat, obwohl er eine ähnliche Treulosigkeit erleben musste wie der ägyptische Josef. In den Erscheinungen des Auferstandenen haben die Apostel die tiefe Überzeugung gewonnen, dass sie von Jesus nicht für ihre Untreue bestraft werden. Jesus rächt sich nicht an ihnen. Er kostet ihre Beschämung nicht aus. Er zählt ihnen nicht genüsslich ihre Fehler auf. Er erinnert sie nicht betont an ihr Versagen. Jesus spricht ihnen den „Frieden“ zu. Er lässt sie erkennen, dass er ihnen treu bleibt; dass er die Gemeinschaft mit ihnen neu aufnimmt. Er bestätigt ihre Berufung und Sendung. Das zeigt besonders die feinfühligkeit Art, wie Jesus mit Petrus umgeht, der ihn verleugnet hatte (vgl. Joh 21,15-17).¹²

Diese entgegenkommende, aufrichtende, vergebende Liebe des Herrn hat die Jünger im Innersten getroffen und hat neue Menschen aus ihnen gemacht, dankbare Menschen, die Jesus über alles geschätzt haben; die bereit waren, alles für ihn zu tun und zu geben.

Was auch heute gilt

Wenn diese Ereignisse und Erfahrungen am Anfang der Kirche in Erinnerung gehalten und weitergegeben wurden, dann in der Über-

zeugung, dass Jesus noch immer so eingestellt ist, auch uns gegenüber, wie es im Evangelium geschildert wird.

Jesus will neue Anfänge ermöglichen. Er will herausführen aus Misstrauen, Resignation und Angst; aus einem unfruchtbaren, lähmenden Schuldbewusstsein, das uns nur auf uns selbst zurückwirft. Er konzentriert unsere Aufmerksamkeit nicht auf das, was gewesen ist; er setzt uns nicht gleich mit dem, was war. Ein neuer, guter Weg wird in den Blick gebracht. Auch dort, wo es Versagen gab, Schuld, geht es nicht darum, die Panne möglichst vor Augen zu führen. Jesus bestärkt uns nicht in Selbstvorwürfen, die oft nichts anderes sind als ein egozentrischer Ärger darüber, dass unser schönes, ideales Selbstbild Flecken und Schrammen bekommen hat. Wichtiger als die Beschäftigung mit den Fehlern ist der vertrauende Blick auf Jesus (vgl. Joh 21,15ff).

Das Evangelium zeichnet Jesus auch in seiner heilenden und belebenden Kraft. Jesus haucht die Apostel an und teilt ihnen so den Heiligen Geist mit (Joh 20,22). Dieses Anhauchen ist ein sprechendes Symbol für die schöpferische, erneuernde Kraft, die von Jesus ausgeht. Es ist eine leise, behutsame Geste. Kein Krach, kein Getöse, und doch geschieht etwas. Im alttestamentlichen Schöpfungstext heißt es, dass Gott dem aus der Erde gebildeten Menschen den Lebensatem einblies (Gen 2,7).

Beatmung ist eine Form der lebensrettenden Hilfe bei schweren Unfällen. Wenn sich Kinder wehgetan haben, bläst die Mutter auf die schmerzende Stelle, und es wird besser. Das Anhauchen, das von Jesus geschildert wird, verweist auf solche Wirklichkeiten. Es darf erwartet werden, dass erneuernde Kräfte auf uns übergehen, wenn wir die Verbindung mit Jesus suchen bzw. bewahren. Konkrete Elemente dieses Kontaktes sind das Hören auf Jesus im Wort der Evangelien, Gebet, Gottesdienst, Feier der Sakramente.

Der Evangelienabschnitt, mit dem wir uns beschäftigen, beginnt mit dem Satz: „Am Abend des ersten Tages der Woche ... kam Jesus, trat in ihre Mitte und sprach: »Friede sei mit euch«, (Joh 20,19). Als der Evangelist das schrieb, war „der erste Tag der Woche“ bereits „der Tag des Herrn“, der christliche Sonntag, der Tag, an dem die Christen zur Gemeindeversammlung und zur Feier der Eucharistie zusammenkamen (vgl. Apg 20,7ff; 1 Kor 16,2; Offb 1,10). Am „ersten Tag der Woche kam Jesus“.

Aus dieser Zeitangabe spricht daher die Überzeugung, dass uns Jesus mit seiner zuvorkommenden, befreienden und ermutigenden Liebe nicht zuletzt dort begegnet, wo wir zum Gottesdienst versammelt sind und sein „Gedächtnis“ (vgl. 1 Kor 11,24f) begehen.

2. Der „Gute Hirt“

Zum vierten Sonntag der Osterzeit gehören jedes Jahr die Evangelientexte vom Hirten Christus, nach dem Johannesevangelium.

Wahrscheinlich begleitet uns das Bild vom „Guten Hirten“, seit wir uns als Christen wissen. Ein Bild, das nicht nur den Verstand anspricht, sondern auch die tieferen Schichten der Seele berührt. Man könnte darüber nachdenken, in welcher Form wir im Laufe des Lebens diesem Bild begegnet sind, in den Kirchen, auf Andachtsbildchen, in unseren Wohnungen. Darunter waren vielleicht künstlerisch keine hochqualifizierten Darstellungen, aber sie können uns doch etwas gesagt haben.

Der „Gute Hirt“ in der frühchristlichen Kunst

Seit es eine „bildende“ Kunst im Christentum gibt, findet sich kaum ein anderes Motiv so oft wie die Darstellung von Christus, dem Hirten. Dabei sind die frühesten Hirtenbilder in Zeiten entstanden, in denen es nicht leicht war, Christ zu sein; wo es daher wichtig war, ein Bild von Christus vor Augen zu haben, das Ermutigung aus-

strahlte. So eines war das Hirtenbild. Da konnte man mit dem Psalm 23 beten. „Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen. Auch wenn ich gehen müsste in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil, denn du bist bei mir“.

1932 hat man die alte Stadt „Dura Europos“, eine ehemalige römische Grenzfestung am mittleren Euphrat, im heutigen Irak, ausgegraben. Dabei wurde neben einer Synagoge auch eine christliche Hauskirche freigelegt. Der Taufraum zeigt Wandmalereien aus dem 2./3. Jahrhundert. Über dem Taufbrunnen sind zwei Szenen abgebildet. Im unteren Teil: Adam und Eva, die den Lebensbaum und das Paradies verlassen müssen; im oberen Teil: der Hirte, der sein verlorenes Schaf zur Herde zurückträgt. Christus, der Gute Hirt - das wird in diesem Bilde ausgesagt – hat die Menschheit, die ins Unheil geraten ist, nicht im Stich gelassen. Er hat sich eingesetzt für die Menschen, hat um sie gekämpft gegen die Mächte des Bösen. Diese bösen Mächte sind dargestellt in der Schlange und in den Wölfen, die auf die Herde zujagen.

In den römischen Katakomben ist das Bild vom Hirten Christus mehr als hundertmal zu sehen. Christus, meist in jugendlicher Gestalt, mit dem Schaf auf der Schulter oder neben sich; um ihn herum eine schöne, lebensvolle Landschaft, mit Quellen, Bäumen, Früchten, Vögeln und verschiedenen Tieren auf der Weide. Diese Darstellungen waren ein Bekenntnis; Ausdruck der Überzeugung, dass die Verbindung mit Christus auf einen Weg des Lebens und des Heils führt.

In der Domitilla-Katakombe in Rom gibt es eine Grabplatte mit Bild und Aufschrift. Die Inschrift lautet: „Gerontius, - so hieß der Verstorbene - lebe in Gott!“ Das Bild zeigt einen Hirten unter einem Baum mit Stab und Hirtenflöte; auf ihn schaut ein Lamm, das am Boden ruht. In knappster Form ist hier der Glaube ausgedrückt, dass Christus ein Leben vermittelt, das auch der Tod nicht zerstört.¹³ Das Bild

vom „Guten Hirten“! Das Ansprechende daran ist wohl die Botschaft: Da ist einer, dem etwas an uns liegt; der uns nicht im Stich lässt; der uns einen guten Weg führt; der Auswege schafft.

Wurzeln des Bildes

Im Bild vom „Guten Hirten“ sind Erfahrungen zusammengefasst, die in der Begegnung mit Jesus gemacht wurden: mit Jesus während seines Erdenlebens und mit dem auferstandenen Jesus.

Im Matthäusevangelium heißt es: „Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben (Mt 9,36; vgl. 14,14). „Müde“ und „erschöpft“, weil ohne Hirten. Der Hirt sorgt dafür, dass seine Herde nicht ziel- und sinnlos hin-und herläuft, durcheinander rennt, und sich so aufreibt. Er hält sie zusammen und bringt eine lebensfördernde Richtung in ihr Leben.

Die Menschen, die Jesus vor sich sieht, sind für ihn Glieder des Gottesvolkes Israel. „Hirt“ dieses Volkes will Gott selbst sein. „Wie ein Hirt sich um die Tiere seiner Weide kümmert, so kümmere ich mich um meine Schafe und hole sie zurück von all den Orten, wohin sie sich zerstreut haben“, so lautet ein Gotteswort beim Propheten Ezechiel (34,12). In seinem Verkünden und Handeln vertritt und verwirklicht Jesus diesen Heilswillen des Bundesgottes. „Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe“ (Joh 10,11).

Ohne eine entsprechende Sorge und Führung sind die Menschen in Gefahr, sich in Richtungen zu verlaufen, die von den Lebensquellen abschneiden; in Gefahr, eine Beute von „Räubern“ und Scharlatanen zu werden (vgl. Joh 10,1-8), die ihr Suchen und Sehnen in verderblicher Weise für die eigenen Zwecke ausnützen. Die Menschen laufen Versprechungen nach, die letztlich enttäuschen. Der gute Wille, die Energie, die eingesetzt werden, erbringen nicht, was man

erstrebt hat. Das aber führt zur Resignation und zur Erschöpfung. „Müde und erschöpft“!

Jesus hat die Menschen in ihrem Suchen ernst genommen. Es kam ihm darauf an, gerade auch das „einfache Volk“ zu würdigen und es nicht abschätzig zu behandeln. Er wollte den Menschen helfen, ihre Hoffnungen und Energien für Ziele einzusetzen, die des Einsatzes wert sind. Durch sein „Evangelium“ hat Jesus ermutigt und Zuversicht geweckt.

Auch der auferstandene Jesus ist als der „Gute Hirt“ erfahren worden, der die Jünger, die sich zerstreut hatten, wieder zusammenholte. Im Markusevangelium sagt Jesus nach dem Letzten Abendmahl zu den Aposteln: „Ihr werdet alle Anstoß nehmen und zu Fall kommen; denn in der Schrift steht: »ich werde den Hirten erschlagen, dann werden sich die Schafe zerstreuen«, aber nach meiner Auferstehung werde ich euch nach Galiläa vorausgehen“ (Mk 14,27f; vgl. Mt 26,31f). Als der Auferstandene geht Jesus seinen Jüngern neu voraus, eben wie ein Hirt seiner Herde vorausgeht (vgl. Mk 16,7). Jesus bekennt sich neu zu den Aposteln, obwohl sie ihn verleugnet oder im Stich gelassen hatten. Die Gemeinschaft der Jünger findet wieder zusammen. Der „Gute Hirt“ bringt Leben und Vergebung, weckt Hoffnung und Einsatzbereitschaft (vgl. Joh 20,19ff; 21,9-14).

Was damals erfahren wurde, wird uns zugesagt, wenn uns Jesus als der Hirt vor Augen gestellt wird.

Der „Gute Hirt“ und die „guten Hirten“

Wenn uns Wort und Bild vom Hirten Christus etwas sagen und bedeuten, dann hängt das auch damit zusammen, dass uns manche Menschen im Geiste Jesu zu guten Hirten geworden sind. Wenn Jesus für uns zu einer vertrauenswürdigen Gestalt geworden ist, dann auch deshalb, weil es in unserem Leben Menschen gab, die an Christus geglaubt haben, die uns aber gleichzeitig menschlich

eine bejahende, wohlwollende, helfende Zuwendung entgegenbrachten; die in irgendeiner Form Licht und Hoffnung in unser Leben gebracht haben. Das waren „gute Hirten“. Zu ihnen gehören wohl auch Seelsorger im engeren, amtlichen Sinn. Solche „gute Hirten“ sind aber auch Eltern und Verwandte oder Freunde.

An diesem Sonntag wird jeweils besonders um „kirchliche Berufe“ gebetet. Darüber hinaus geht es aber darum, dass uns möglichst Viele geschenkt werden, die für ihre Mitchristen und Mitmenschen „gute Hirten“ sind: die anderen leben und glauben helfen.

3. Christi Himmelfahrt – Jesus zum „Herrn“ geworden

Vorbemerkung

Eine ausgeprägte Unterscheidung zwischen Auferstehung und Himmelfahrt (Erhöhung) Jesu findet sich nur im Doppelwerk des Lukas (Lk 24,50; Apg 1,2f. 9ff). Darin wird vermerkt, dass Jesus nach seiner Auferstehung während vierzig Tagen den Jüngern mehrmals erschien, sie von seinem neuen Leben überzeugte, und ihnen half, die Ereignisse seines Lebens und Sterbens in einen Sinnzusammenhang zu bringen. Lukas wollte nicht sagen, dass Jesus nach Ostern noch völlig im Gefüge der irdischen Welt geblieben sei. Die Zeitspanne der 40 Tage soll deutlich machen, dass es einerseits einen kontinuierlichen Übergang zwischen Leben, Tod und Auferstehung Jesu und der Zeit der Kirche gibt, dass aber andererseits die Erscheinungen des Auferstandenen innerhalb eines begrenzten Zeitraums erfolgten (vgl. 1 Kor 15,8). Die „Himmelfahrt Jesu“ ist nach Lukas die letzte der qualifizierten Ostererscheinungen.

Vom neutestamentlichen Gesamtzeugnis her sind Auferstehung und Erhöhung Jesu aber eine einheitliche Wirklichkeit mit zwei Aspekten. Heinrich Schlier formulierte: Jesu Auferstehen geschah „im Zuge der Erhöhung zu Gott“ und die Erhöhung „in der Kraft der Auferwe-

ckung“¹⁴. Am christlichen Fest „Christi Himmelfahrt“ geht es um die „Erhöhung“.

Unerhörte Aussagen

Es sind große, fast atemberauende Aussagen, die in den neutestamentlichen Schriften über die Bedeutung und Würde Jesu Christi gemacht werden, über seine einzigartige Stellung. Im Matthäusevangelium heißt es, dass Jesus „alle Macht gegeben ist im Himmel und auf der Erde“ (28,18). Im Epheserbrief wird gesagt, dass Jesus zur Rechten Gottes erhöht ist; dass er über jeder Macht und Herrschaft steht, die es in der Welt geben kann (Eph 1,20f).

Das sind alles andere als selbstverständliche Aussagen. Denn sie beziehen sich auf einen Mann, Jesus, der dem äußeren Anschein nach nicht zu den Großen der Welt gehörte; der an den politischen und kulturellen Schaltzentren seiner Zeit kein Aufsehen machte; der einen elenden, entehrenden Tod gestorben ist. Und dieser Jesus wird als „Herr“ zur Rechten Gottes geglaubt und verkündet, als der entscheidende Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Das durchbricht alles, was sich menschliches Denken normalerweise zurechtlegen kann.

Aus der Zeit des frühen Christentums gibt es die sog. Märtyrerakten. Das sind zeitgenössische Berichte über das Glaubenszeugnis, das Christen vor den staatlichen Gerichten vor ihrer Verurteilung abgelegt haben. Bemerkenswert ist, wie in diesen Berichten der Sterbetag des Märtyrers zeitlich eingeordnet wird. Das Datum des Todestages wird zunächst nach dem bürgerlichen Kalender angegeben. Dem folgt aber dann oft der Hinweis auf die zeitlich nicht begrenzte, nie mehr zuende gehende Herrschaft Christi. Vom hl. Apollonius, der um 185 in Rom zum Tode verurteilt wurde, heißt es z.B.: „Es litt (und starb) aber der dreimal selige Apollonius nach römischer Zeitrechnung am 11. Tage vor den Kalenden des Mai, nach asiatischer

Zeitrechnung im 8. Monate, nach unserer, d.h. christlicher Zeitrechnung, aber unter der Herrschaft Jesu Christi, die ewig währt“.¹⁵

Man hat sich also trotz der bedrängten Lage, in der die Christen damals waren, zu sagen getraut: der eigentliche und entscheidende Herr der Zeiten ist nicht ein Kaiser oder ein kaiserlicher Statthalter, sondern Jesus Christus. Er verdient höchste Verehrung, er verdient unser Vertrauen. Für ihn sich einzusetzen, ist aller Mühe wert. Mit ihm, in seiner Nachfolge, sind wir auf dem rechten Wege.

Was „Größe“ und „Macht“ heissen kann

Blaise Pascal, der geniale Mathematiker und Philosoph (1623-1662) hat versucht, die spezifische Macht und Größe Christi dem Verständnis nahezubringen.

Pascal unterscheidet die Ordnung bzw. Ebene irdischer Größe, die Ordnung des Geistes und die Ordnung der Weisheit und der Heiligkeit. Irdische Größe ist gekennzeichnet durch materiellen Besitz, durch politische Macht oder durch Vorzüge der Abstammung. Die Größe im „Geiste“ besteht in Fähigkeiten der Intelligenz und in wissenschaftlichen Leistungen; sie ist unabhängig von der Ordnung irdischer Größe. Pascal verweist auf den griechischen Mathematiker Archimedes. Er war zwar adliger Herkunft, aber das ist für seine wissenschaftliche Bedeutung ein nebensächlicher Gesichtspunkt: „in seinen Büchern der Geometrie brauchte Archimedes nicht den Fürsten zu spielen, obgleich er es war“; „sichtbar hat er keine Schlachten geschlagen, aber seine Erkenntnisse hat er allen Menschen des Geistes vermacht.

Schließlich die Größe der Weisheit, der Heiligkeit und der Liebe! Um die unvergleichliche und unübertreffliche Bedeutung Jesu Christi in den Blick zu bekommen, müsse man ihn unter dem Gesichtspunkt dieser dritten Ordnung betrachten. „Jesus Christus, der keine Güter besessen und sich in den Wissenschaften nicht hervortat, steht in

seiner Ordnung der Heiligkeit. Er hat weder technische Erfindungen gemacht noch hat er (als weltlicher Herrscher) regiert; aber demütig war er, geduldig, heilig, heilig, heilig vor Gott, furchtbar den bösen Geistern und ohne Sünde. (...) Lächerlich ist es, an der Niedrigkeit Jesu Christi Anstoß zu nehmen, als gehöre diese Niedrigkeit zu der Ordnung, in der seine Größe gründet. (...) Es wird niemals gelingen, aus allen Körpern zusammen einen kleinen Gedanken zu bilden. Aus allen Körpern und allem Geist wird man keine Regung wahrer Liebe gewinnen können: das gehört einer anderen Ordnung an“.¹⁶

Hier ist eine Fährte skizziert, auf der deutlich werden kann, worin die „Größe“ Christi zu sehen ist.

Lebensmacht und Heilsmacht

Im Johannesevangelium spricht Jesus davon, dass ihm“ Macht gegeben“ ist, den Menschen „ewiges Leben zu schenken“ (Joh 17,2). Die Macht Jesu äußert sich nicht darin, dass er die Menschen in seine Richtung zwingen kann: durch Lockungen, durch Drohungen, durch Druck und Gewalt. Seine Macht zielt auf Leben, „ewiges Leben“. Hier ist nicht sofort und nur an ein jenseitiges Leben zu denken. Es geht um ein Leben, das der tiefsten menschlichen Sehnsucht entspricht; das sich aus der Verbindung mit dem schöpferischen Ursprung - Gott – entfalten kann ; ein Leben, in dem die Hoffnung nie aufgegeben werden muss; ein unzerstörbares Leben.

Gerade weil Jesus will, dass wir leben, uns menschlich entfalten, aber auch die Lebenskräfte Gottes in uns aufnehmen, ist seine Macht kein Überrollen und Einebnen. Leben entsteht und wächst nur unter einem behutsamen und geduldigen Wirken.

So ist die Würde und Größe Christi letztlich die Hoheit und Macht seiner Liebe. Das war vorher in den Worten Pascals bereits angeklungen.

In der „Offenbarung des Johannes“ wird von Jesus gesagt: Er ist „der Herrscher über die Könige der Erde. Er liebt uns und hat uns erlöst durch sein Blut (durch den Einsatz seines Lebens)“ (Offb1,5). „Liebe“, das bedeutet eine Kraft, zu der mehrere Elemente gehören: Zuneigung, Verbundenheit, Gefühl, aber auch Geduld, Treue, Wahrhaftigkeit, Arbeit und Kampf, Ringen um den geliebten Menschen.

Jesus hat sich mit seiner ganzen Existenz eingesetzt für Gott und für uns Menschen. Für Gott: das sein Heilswille erkannt werde; dass das wahre Antlitz Gottes, des Vaters, in unserer Welt sichtbar werde. Für uns Menschen: dass wir unsere Berufung und Würde erkennen, uns öffnen für das, was Gott uns geben will. Durch diesen seinen Einsatz hat Jesus eine Spur des Heils und der Hoffnung gezogen, die nicht mehr auszulöschen ist.

Die Entschiedenheit, mit der sich Jesus in den Dienst Gottes, des Vaters, und der Menschen gestellt hat, ist die Kraft, die unsere Welt offen hält für ein gutes Ziel. Was wir für uns und unsere Welt letztlich erhoffen dürfen, das hat seinen Anhalt in Christus: in seinem Ja zu Gott und den Menschen, an dem er festhält; und hat seinen Anhalt in dem, was er als Mensch schon von uns mit hinein genommen hat in die Vollendung bei Gott. So ist er die verborgene Mitte unserer Welt und Geschichte geworden: „erhöht als Herr zur Rechten des Vaters“.

Kein Ausblenden des Kreuzes

Wichtig ist, dass die Hoheit und Würde, die Jesus zukommen, immer mit seinem Leiden und Sterben zusammengesehen wurden. Was wir das Herr-sein Jesu nennen, ist gerade deshalb eine unbesiegbare Wirklichkeit, weil es nicht aus einer krampfhaften Selbstbehauptung und Selbstinszenierung lebt. Es gibt ein solches krampfhaftes Bemühen um Anerkennung und Geltung: wo dauernd darauf geachtet werden muss, dass man an der Spitze, oben bleibt; dass

einem ja „kein Stein aus der Krone fällt“; wo eine gewisse Unnahbarkeit gepflegt werden muss. Ein solcher Versuch, sich Macht und Autorität zu verschaffen, ergibt eine starre und störanfällige Macht, ist eigentlich ein Zeichen von Schwäche.

Im Gegensatz dazu ist die Autorität Jesu unerschütterbar, sozusagen „feuerfest“, weil nie die Nöte und Tiefen verleugnet werden mussten, durch die Jesus hindurchgegangen ist. Dass Jesus am Kreuz gestorben ist, wurde nie verdrängt und verschwiegen. Der verherrlichte Christus wird unbedenklich mit den Wundmalen dargestellt. Jesus wollte sich seine Zukunft nicht dadurch sichern, dass er sich jede Verwundbarkeit vom Leibe hielt. Dann hätte er auch nichts geben können. Er hat sich auch dem nicht entzogen, was nach gewöhnlicher Einschätzung Ansehen, Einflussmacht und Zukunft eines Menschen zerstört: dem Risiko eines schimpflichen Todes. Deshalb kann die Autorität, durch die er Menschen an sich gezogen hat und immer noch zieht, nicht mehr erschüttert werden. Er ist durch alles hindurch, was einen Menschen physisch und moralisch vernichten kann. Er ist aus der Tiefe des Leidens heraus zum Bezugspunkt des Glaubens und der Verehrung geworden, zur Quelle der Hoffnung.

Abschied und neue Nähe

Fest „Christi Himmelfahrt“! An diesem Tage wurde früher die Osterkerze ausgelöscht. Damit sollte angedeutet werden, dass Jesus nicht mehr so in unserer Welt ist wie zur Zeit seines Erdenlebens oder auch noch in den Ostererscheinungen.

Aber das ist nur die eine Seite. Dass eine bestimmte Form der Gegenwart Christi in dieser Welt zu Ende ist, bedeutet nicht, dass uns Jesus einfach verlassen hätte. Eine neue Weise der Gegenwart und Nähe Christi hat begonnen. Er ist uns nahe durch den Heiligen Geist, den er sendet (vgl. Joh 14,17f), die „Kraft von oben“ (Lk 24,49). Im Lukasevangelium heißt es, Jesus habe die Jünger „gesegnet“, als er in den Himmel erhoben wurde (24,50f). Ein schönes

Bild! Wir sind unter den segnenden Händen Jesu. Das lässt vertrauen und hoffen.

4. Pfingstfest- Der Geist Gottes und sein Wirken

Pfingsten gehört noch zum Osterfestkreis: 7 mal 7 Tage nach Ostern, die Abrundung der „österlichen Zeit“. Deshalb geht auch an diesem Fest der Blick auf den auferstandenen und erhöhten Christus. Sein neues Leben, die ihm zuteil gewordene hoheitliche Stellung erweisen sich gerade darin, dass er den Heiligen Geist sendet (vgl. Apg 2,32f): den Geist Gottes, die Gotteskraft, die heiligt, belebt, erneuert und zum Zeugnis befähigt.

Die liturgischen Lesungen des Pfingsttages zeigen, dass der Heilige Geist in verschiedenen Weisen am Werke war und ist. Diese Lesungen sollen etwas näher betrachtet und mit einander in Verbindung gebracht werden.

4.1 Die biblischen Texte

*Das „Pfingstereignis“:
ein Geschehen, das nach außen dringt (Apg 2,1-11)*

Die bekannteste Pfingstgeschichte bietet Lukas in seiner Apostelgeschichte.

Die Mitglieder der Urgemeinde, die sich betend vorbereitet hatten (Apg 1,12ff), werden vom Heiligen Geist erfüllt. Die Gotteskraft, die ihnen Jesus zugesagt hatte (Apg 1,5.8), wird in ihnen wirksam, in einer Weise, dass auch Aussenstehende davon beeindruckt sind. Erstaunliches war zu sehen und zu hören.

Die Apostel fangen an, überzeugt, furchtlos und begeistert von Jesus zu reden; von dem, was sein Leben und seine Botschaft für die Menschheit bedeutet.

Lukas hat hier ein wichtiges Ereignis am Anfang der Kirche festgehalten und von der Bibel Israels her verdeutlicht.

Geschichtlich handelt es sich wohl um den ersten Durchbruch der Jesusgemeinde in die Öffentlichkeit Jerusalems. Die Gemeinschaft der Christusgläubigen, die zunächst vor allem aus „Galiläern“ bestand – „sind das nicht alles Galiläer, die hier reden?“ (Apg 2,7) – bekam Zuwachs aus anderen jüdischen Gruppen, und wurde zu einer Größe, die man nicht mehr übersehen konnte. Es war eine Aufsehen erregende Form des Wirkens des Heiligen Geistes.

*Der Geist: seine Gaben im Leben der Kirche/Gemeinde
(1Kor 12,3-13)*

In der zweiten Lesung des Festes geht es um die „Gnadengaben“, die der Heilige Geist in der Gemeinde schenkt. Paulus spricht von „charismata“, „Charismen“.

Betont wird, dass es viele und unterschiedliche Charismen gibt, die sich gegenseitig ergänzen. Im weiteren Zusammenhang des Lesungskontexts werden solche Charismen aufgezählt: z.B. Glaubenserkenntnis und deren Vermittlung, Einsatzbereitschaft für Hilfsbedürftige, bestimmte Formen des Betens, Heilungskräfte, Trösten und ermutigen können, Fähigkeiten zur Leitung (vgl. 1Kor 12,8ff. 28ff; Röm 12,3-8). Jeder Christ, jede Christin hat ihre vom Geist zugeteilte oder geweckte Gabe (1Kor 7,7; 12,7. 11); sie soll der ganzen Gemeinschaft, dem „einen Leibe“, zugutekommen. Kein einzelnes Charisma darf als die alle anderen in den Schatten stellende Gabe herausgehoben werden. Nach Paulus sollen gerade die weniger ansehnlichen Gaben und Fähigkeiten geachtet und ermutigt werden.

Geistmitteilung im Anhauchen (Joh 20,19-23)

Im Vergleich mit dem „Pfingstbericht“ der Apostelgeschichte zeigt der Lesungstext aus dem Johannesevangelium eine weniger dramatische Form der Geistmitteilung. Der auferstandene Jesus kommt zu den Aposteln. Eine geheimnisvolle Gegenwart, die nicht in die Öffentlichkeit dringt. Jesus teilt den Geist mit, indem er die Jünger anhaucht. Ein ruhiger, behutsamer Vorgang, nichts „Stürmisches“, kein „Getöse“, wie es in der Schilderung der Apostelgeschichte hieß (Apg 2,6).

Jesus haucht den Aposteln Leben ein. Sie waren ja erstarrt in Angst und Hoffnungslosigkeit. Sie hatten sich eingeschlossen und halb begraben. Jesus macht sie lebendig und schafft eine neue Atmosphäre: Hoffnung, Vertrauen und Mut kommen auf. Aber das Ganze ist kein Aufsehen erregendes Ereignis, das sich unmittelbar nach außen bemerkbar gemacht hätte.

4.2 Wie der Geist sich heute zeigt

Die verschiedenen Formen des Geistwirkens, die in der Heiligen Schrift geschildert werden, sind auch weiterhin in der Geschichte bis in unsere Zeit hinein zu finden.

Weithin sichtbare Zeichen

Es gibt immer wieder eindrucksvolle Zeichen christlichen Glaubens und Lebens, Zeichen des Geistes Christi, die sich über den kirchlichen Bereich hinaus bemerkbar machen. Da geschieht etwas, das für das Leben der Kirche selbst wichtig ist, das aber gleichzeitig das Interesse weiterer Kreise auf sich zieht.

Man kann denken an „Kirchentage“ und „Katholikentage“, an die Zusammenkunft eines Konzils, an soziale Initiativen wie „Misereor“ oder „Brot für die Welt“.

Oder es treten gläubige Persönlichkeiten auf, die überzeugend wirken. Das kann ein Papst oder ein Bischof sein. Es gibt aber auch andere beeindruckende christliche Gestalten. Noch immer bekannt sind Martin Luther King, Roger Schutz, der Prior von Taize, Abbe Pierre in Frankreich, Mutter Teresa. Es sind Menschen, die einen lebendigen christlichen Glauben verkörpern, und sie geben auch Leuten zu denken, die sich kirchlich nicht gebunden wissen. Es sind Christen, die eine Sprache finden, die von vielen verstanden wird: so wie damals in Jerusalem, als die Leute sagten: „wir hören sie in unserer Sprache reden und die Taten Gottes verkünden“ (Apg 2,6ff). Hier sind auch Theologen zu nennen, die durch Wort und Schrift weite Kreise ansprechen können.

In diesem Zusammenhang wäre auch auf die Bibel, die Heilige Schrift, zu verweisen. Sie ist ein wichtiges Medium, durch das der Heilige Geist Jesus vergegenwärtigt, zunächst für die Glaubenden. Die Bibel ist aber auch ein „Weltbestseller“, „klassische“ Literatur, in der viele lesen, die nicht zur Kirche gehören. In der Heiligen Schrift hat sich der Heilige Geist wohl das Organ mit der weitesten Ausstrahlung geschaffen.

Der Geist der Charismen

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Bedeutung der „Charismen“ für das christliche und kirchliche Leben neu erkannt worden. Dabei haben die Paulus-Briefe eine wichtige Rolle gespielt.

Jeder und jedem in der Kirche/Gemeinde ist ein Charisma geschenkt bzw. zugeordnet: eine Begabung und Fähigkeit, die für das Leben und die Sendung der Kirche von Bedeutung ist. Dazu gehören auch „natürliche“ Fähigkeiten, die vom Heiligen Geist aktiviert, geläutert und zum Aufbau der Kirche in Dienst genommen werden.

Der Erste Petrusbrief spricht von einer „bunten“ Gabenlandschaft Gottes (1Petr 4,10). Es gibt keine „Unbemittelten“. Es gibt nicht die

„Supergabe“, die alle anderen Charismen aussticht oder ersetzen könnte. „Der Kopf kann nicht zum Fuße sagen: ich brauche dich nicht“ (1Kor 12,21). Christliche Gemeinden sind keine „Starparade“, wo sich nur ein paar Spitzenkräfte profilieren.

Schon die Kinder haben ihr Charisma. Ihre Unbeschwertheit, Spontaneität, Unbefangenheit, Vertrauensfähigkeit, Heiterkeit, ihr Frage- drang sind belebende Elemente, die allen zugutekommen.

An den Heiligen Geist und sein Wirken glauben, heißt daher zum einen, die Gabe(n), die dem Einzelnen geschenkt ist (sind), anzunehmen und zu entfalten. Die Bereitschaft dazu ist nicht ohne weiteres gegeben. Es kann Mühe machen. Man ahnt, dass Arbeit, vielleicht auch Ärger oder Blamage, jedenfalls Spannungen auf einen zukommen könnten. Es kann sein, dass man auch Höhergestellten etwas sagen muss, das nicht gleich mit Wohlgefallen gehört wird.

Zum anderen muss die mir geschenkte Gabe in das gemeinsame Ganze eingebracht werden. „Dient einander, jeder mit der Gabe (dem Charisma), die er empfangen hat!“ (1 Petr 4,10). Diese Öffnung für das Ganze der Gemeinschaft schließt in sich, dass die Berufungen und Befähigungen der Mitchristen anerkannt und gefördert werden; dass die Bereitschaft zum Gespräch, unter Umständen zu einem Kompromiss aufgebracht wird.

Spezifische Aufgaben stellen sich den kirchlichen Amtsträgern. Im „Priesterdekret“ des Zweiten Vatikanischen Konzils wird den Priestern gesagt: „Sie sollen die Geister prüfen, und die vielfältigen Charismen der Laien, schlichte wie bedeutendere, mit Glaubenssinn aufspüren, freudig anerkennen und mit Sorgfalt hegen“ (Nr.9).

Leise und schlichte Formen des Geistwirkens

Es ist Gott zu danken, wenn der Geist Christi in bemerkbaren Ereignissen, Bewegungen und Persönlichkeiten wirkt, die über den kirchlichen Bereich hinaus ausstrahlen (s. oben).

Aber noch einmal zurück zum Evangelium des Pfingsttags! Es schildert ein sanftes, eher intimes Geistwirken - unter dem Anhauch Jesu. In diesem Lichte sind auch weniger auffallende Formen des Geistwirkens zu beachten und zu schätzen.

In Ordensgemeinschaften ist es üblich, mehrmals jeden Tag um die Hilfe und die Führung des Heiligen Geists zu beten: „Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen...!“ Man betet so vor der geistlichen Lesung, vor der Betrachtung aber auch vor gemeinsamen Beratungen, vor dem Studium. Dahinter steht die Überzeugung, dass christliches Leben bis in den Alltag hinein vom Heiligen Geist angeregt und getragen ist.

Was wären die öffentlichkeitswirksamen Ereignisse im Leben der Kirche ohne das nüchterne und stetige Glaubensleben der Vielen? Was wären noch so beeindruckende einzelne Persönlichkeiten, wenn es nicht genügend viele gäbe, die regelmäßig beten und die einen Blick für die Bedürfnisse und Nöte ihrer Mitmenschen haben? Beim Thema „Charismen“ war zu sehen, dass Paulus zu den „Geistesgaben“ auch soziale Fähigkeiten und Bereitschaften zählt.

Im Mittelalter, aus dem wunderbare Heilig-Geist-Hymnen stammen, gab es in vielen Städten ein „Heilig-Geist-Spital“: eine Einrichtung zur Betreuung alter und kranker Menschen. Da wurde der Heilige Geist auch im praktischen Tun verehrt: im Helfen, Pflegen und Trösten.

Um den Heiligen Geist bitten

Pfingsten! - Nicht zuletzt ruft dieses Fest dazu auf, um den Heiligen Geist und seine Gaben zu bitten. Eindringlich ist diese Bitte in der sog. Pfingstsequenz formuliert,

die zu den liturgischen Texten des Festes gehört (siehe „Gotteslob“, Nr.244). Da wird vom Heiligen Geist gesagt: „Ohne dein lebendig

Wehn kann im Menschen nichts bestehn, kann nichts heil sein noch gesund“.

Alfred Delp, ein Jesuit, der sich am Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft beteiligt hat und im Februar 1945 hingerichtet wurde, hat während seiner Gefängniszeit in Berlin die „Pfingstsequenz“ meditiert und Notizen dazu verfasst. Es ist ein kraftvolles und ergreifendes Dokument des Glaubens und der Glaubenserfahrung dieses Mannes. ¹⁷

P. Delp schreibt in diesen Notizen: „Alles, was ich an Sicherheit und Klugheit mitbrachte, ist unter der Wucht und Härte der Widrigkeiten zersplittert. Diese Monate haben mir viel zerschlagen... Und ich habe das Rufen gelernt“ (264).

„Aber dem Menschen, der seine Bedürftigkeit anerkennt und sich Gott überantwortet, dem geschehen Wunder der Liebe und Erbarmung. Von der Tröstung des Herzens und der Erleuchtung des Geistes bis hin zur Stillung von Hunger und Durst (des Leibes). Wie oft habe ich dieses ‚Komm, Heiliger Geist‘ gebetet in den vergangenen Hungerwochen. Seitdem ist es mein Tischgebet“ (266).

Gebet um den Heiligen Geist: in einem Seele und Leib umfassenden Sinne!

Im Jahreskreis

1. Dreifaltigkeitssonntag – Bekenntnis und Bilder

Wir sind in der Zeit nach den großen Festen des Kirchenjahres, die mit dem Pfingstfest abgeschlossen sind. Am Dreifaltigkeitssonntag, dem ersten Sonntag nach Pfingsten, geht der Blick zurück auf den Ursprung des ganzen Erlösungswerkes. Wir machen uns bewusst, wer der Gott ist - in seinem besonderen Wesen, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat; der sich „geoffenbart“ hat im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu, und in der Sendung des Heiligen Geistes. Und wir sagen mit der Glaubensüberlieferung: es ist der drei-eine Gott, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist

In Priesterkreisen wurde früher manchmal über die Predigt am Dreifaltigkeitsfest gewitzelt. Man sagte z.B.: Einmal im Jahr dürfen die Pfarrer über die Köpfe der Leute hinweg predigen, und zwar am Dreifaltigkeitsfest. Und warum dürfen sie das? Die Leute sollen merken, dass auch die Theologie eine Wissenschaft ist.¹⁸

Das ist boshaft gesagt, aber mit einem gewissen verständlichen Hintergrund. Es ist tatsächlich nicht so leicht, am heutigen Fest zu predigen. Es wäre allerdings schlecht um die Theologie bestellt, wenn sie sich dadurch auszeichnen müsste, dass sie möglichst schwer verständliche Aussagen macht.

Die Glaubenswahrheit vom dreifaltigen Gott, vom dreieinen Gott! Es gibt verschiedene Zugänge zu dieser Wahrheit.

Der wichtigste ist die Hl. Schrift, in erster Linie die neutestamentliche Bibel. In ihr spiegelt sich die Gotteserfahrung, die für das Christentum in seiner Ursprungszeit kennzeichnend ist.

Es ist auffallend und sicher kein Zufall, dass in der Hl. Schrift, wenn von Gott die Rede ist, immer wieder dreigliedrige Aussagen begeg-

nen. Vater, Sohn und Heiliger Geist werden zusammen genannt, z.B. im sog. Taufbefehl (Mt 28,19).

Die Taufe bedeutet Aufnahme in die Kirche, und vor allem Weihe an Gott. Dieser Gott ist der eine Gott, das ist grundlegend für den christlichen Glauben, aber der eine Gott als Vater, Sohn und Geist. Der Hl.Schrift ist auch eine der liturgischen Grußformeln entnommen, die oft am Beginn der Eucharistiefeyer gesprochen wird: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes des Vaters, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch“ (2Kor 13,13). Die Christen der apostolischen Zeit müssen ganz spontan zu solchen Formeln gekommen sein.

Gott Vater, Sohn und Geist.

Der Vater: er ist der alles umfassende Ursprung, Urgrund und Urziel, erster Ursprung auch unseres Heils und der Erlösung. In der genannten Grußformel wird dem Vater die Liebe zugesprochen: „die Liebe Gottes des Vaters“. Es ist nicht so, dass Gott der Vater erst durch den blutigen Kreuzestod Jesu zur Liebe umgestimmt werden musste.

Mit diesem Gott und Vater gehört Jesus als der Sohn so ursprünglich und eng zusammen, dass er uns mit Autorität und Vollmacht sagen kann, wie Gott letztlich zu uns eingestellt ist; dass wir ihn als Liebe und Barmherzigkeit glauben dürfen.

Und der Heilige Geist: er ist das Band, das Vater und Sohn verbindet; er nimmt uns hinein in diese göttliche Lebenseinheit.

Zugangswege zum dreieinen Gott!

Dazu gehören weiter Gebete, darunter kurze, auch im Alltag mögliche Gebete: z.B. das „Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem Hl. Geiste“, oder wenn wir immer wieder sagen „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes“. Diese Gebete erinnern an die

Taufe; denn da sind diese Gottesnamen feierlich über uns ausgerufen worden; da sind wir mit dem dreifaltigen Gott verbunden worden. Diese kurzen Gebete können als Stoßgebete in verschiedenen Situationen gesprochen werden. Mit den Worten „im Namen des Vaters...“ beginnen wir ja Vieles, oder wir schließen es ab. Auch unser Alltag ist geheiligt durch Gottes Nähe.

Wenn es um die Heiligste Dreifaltigkeit geht, ist die beste Art von ihr zu sprechen, tatsächlich das Gebet. Gewiss haben im Lauf der Kirchengeschichte große Theologen ihre Denkkraft angestrengt, um das geheimnisvolle Wesen Gottes möglichst angemessen in Sprache zu fassen. (Dass es dabei zu schwierigen Formulierungen gekommen ist, ist keine Schande. Warum soll es ausgerechnet im Nachdenken über Gott und sein Geheimnis nur zu Aussagen kommen dürfen, die ohne geistige Anstrengung eingängig sind?) Aber diese Theologen - es waren viele Heilige darunter - haben sich nicht eingebildet, das Wesen Gottes in den Griff zu bekommen. Das Entscheidende war immer, die Ehrfurcht vor Gott zu lehren, das Staunen, die Dankbarkeit, die Anbetung im Blick auf den großen und heiligen Gott, der trotzdem uns Menschen nahe kommen wollte.

Der große Gott! Wenn wir an die ungeheuren Dimensionen des Weltalls denken, kann uns schwindelig werden. Es gibt nach Aussage der Astronomie bzw. Astrophysik etwa 100 Milliarden Sterne, „Sonnen“, in unserer „Milchstraße“, im Sternsystem, zu dem unsere Sonne gehört, und es gibt mehr als 10 Milliarden „Milchstraßen“, Sternsysteme, wieder mit Milliarden von Sternen. Unvorstellbar!

Wenn all das von Gott geschaffen und zusammengehalten wird, dann muss er selbst alles übersteigen, was wir uns vorstellen können. In den Psalmen bringt der Beter das Erstaunen über die Größe Gottes zum Ausdruck und getraut sich gleichzeitig - in Demut - zu sagen, dass dieser Gott an uns Menschen Interesse hat: „Seh' ich den Himmel, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du be-

festigt: was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ (Ps 8,4f; vgl. Ps 144,3).

Zugangswege zum dreifaltigen Gott können auch Symbole und Bilder sein, Darstellungen der christlichen Kunst.

In Barockkirchen sieht man oft das Dreieck, mit dem großen Auge in der Mitte. Das Dreieck als eine Veranschaulichung dafür, dass Einheit und Dreiheit in einer einzigen Wirklichkeit zusammen bestehen können. Ein Vergleich, der freilich sehr äußerlich bleibt.

Und das Auge im Dreieck. Dieses Symbol kann in einer falschen Richtung verstanden werden, wenn Gott als der große Überwacher und Schuldverfolger betrachtet würde. Ein solches, vorwiegend bedrohliches, Angst machendes Gottesbild würde dem Evangelium nicht entsprechen (vgl. Joh 3,16f). Es entspricht auch nicht dem ursprünglichen Sinn dieses Symbols.

Das Symbol des Gottesauges kann aber einen guten Sinn haben. Es kann bedeuten: Gott hat ein Auge für uns. Er beachtet uns. Wir sind ihm nicht gleichgültig. Er ist nicht in sich verschlossen; er sieht nicht bloß sich selbst. Er begleitet uns mit seiner Aufmerksamkeit. Er nimmt Anteil an unserem Leben und Schicksal (vgl. Ps 44,4). Wie es ein Gotteswort im Alten Testament zum Ausdruck bringt: „Gesehen habe ich, gesehen das Elend meines Volkes in Ägypten und seinen Aufschrei gehört; ja, ich weiß um seine Leiden“ (Ex 3,7; vgl. Gen 22,14). „Lass dein Angesicht über uns leuchten, dann ist uns geholfen!“, wird in den Psalmen gebetet (Ps 80,8; vgl. 67,2). Augen, die leuchten, die uns ermutigen.

In der Frühzeit der Kirche hat man auf Bildern nur Gott, den Sohn, in Menschengestalt dargestellt. Der Hl. Geist wurde im Symbol der Taube abgebildet. Gott der Vater wird zunächst bloß angedeutet: oft durch eine Hand, die von oben her herab reicht und auf Jesus zeigt, z.B. bei der Taufe im Jordan. Das Geheimnis des unsichtbaren Gottes sollte gewahrt werden, und es sollte bewusst gemacht werden,

dass Jesus das eigentliche und beste Bild des Vaters ist. Später hat man auch Gott Vater in Gestalt eines Menschen dargestellt.

Ein berühmtes Dreifaltigkeitsbild stammt aus der Ostkirche, aus Russland: die Ikone von Andrei Rubljew aus dem 15. Jahrhundert. Man sieht drei majestätische Gestalten um einen Tisch, eine Art Altar. Sie haben lange Stäbe in der Hand, Wanderstäbe, die gleichzeitig Szepter sind, herrscherliche Attribute. Das ist ein Bild der Dreifaltigkeit: Gott, kein einsames Wesen, sondern in sich selbst so etwas wie Gemeinschaft, und Gott, der aus sich herausgegangen ist in die Welt hinein, sozusagen den Wanderstab ergriffen hat; der auf dem Wege zu uns ist, der mit uns unterwegs sein will (vgl. Ex 34,8). Die drei Gestalten auf der Rubljew-Ikone sitzen nicht einfach nebeneinander. Sie sind einander zugewandt und zugeneigt. Das Bild erweckt den Eindruck einer kreisenden Bewegung, eines Lebenskreises.

Eine häufige und eindrucksvolle bildliche Darstellung der Dreifaltigkeit in der westlichen Kirche ist der sog. „Gnadenstuhl“. Man sieht Gott Vater, auf einem Thron sitzend. Er hält den Sohn, den gekreuzigten Jesus, in den Armen und zeigt ihn als Beweis seines Erbarmens und seiner Liebe zu uns. Der Hl. Geist in der Gestalt der Taube ist zwischen Vater und Sohn zu sehen. Der Vater ist in dieser Art der Darstellung nicht die Verkörperung der strengen Gerechtigkeit, die sich vom leidenden Jesus distanzieren würde, weil der für die Sünden der Menschheit bestraft werden muss. Der Vater erscheint vielmehr vom Leiden des Sohnes mitbetroffen und ihm in Liebe verbunden. Der sog. „Gnadenstuhl“ zeigt den Vater in einer mütterlichen Haltung; er trägt den toten Jesus auf dem Schoß, ähnlich den Bildern der Schmerzensmutter Maria.

Das ist der dreieine Gott: der Vater, der uns sein Kostbarstes gibt, den Sohn; der Sohn, Jesus Christus, der sich selbst, sein Leben für uns gegeben hat; der Heilige Geist als die Kraft, die Vater und Sohn

in diesem Geben miteinander verbindet. Gott uns Menschen zugewandt in einer aufrichtigen, sich selbst nicht schonenden Liebe (vgl. Joh 3,16). Das ist die Grundbotschaft des christlichen Glaubens.¹⁹

2. Fronleichnam – festliche Verehrung der Eucharistie

Die Feier und die Verehrung der Eucharistie begleiten und das ganze Jahr hindurch. An zwei Tagen wird dieses Sakrament aber besonders in den Blick genommen: Am Gründonnerstag und am Fronleichnamstag; an Fronleichnam in einer festlicheren Form als es in der Karwoche möglich ist.

Es gibt in der Kirche kein anderes Zeichen, das so wie die Eucharistie Jesus vergegenwärtigt: als den, der selbst lebt, und der an seinem Leben Anteil gibt. Die schlichten Zeichen von Brot und Wein sind zum unübertreffbaren Ausdruck dafür geworden, dass uns Jesus nahe ist und dass er der große Gebende, Schenkende geblieben ist.

So ist es verständlich, dass das Fronleichnamfest seit seiner Einführung im Mittelalter (1264 bzw. 1317) geprägt ist von Dankbarkeit, von Freude über die Nähe des Herrn und vom Bewusstsein, dass dieses Sakrament die Christen auch untereinander verbindet. Die Prozession war nicht von Anfang an mit dem Fest verbunden.

„Ein so großes Sakrament“

„Darum lasst uns tief verehren ein so großes Sakrament“ („tantum ergo sacramentum veneremur cernui“)! So heißt es in einem bekannten Hymnus des Festes.

Aus neuerer Zeit gibt es einen berühmten ökumenischen Text: die sog. „Lima-Erklärung“. 1982 hatten sich in Lima (Peru) Vertreter aller christlichen Kirchen versammelt und Fragen zum Thema „Taufe, Eucharistie und Amt“ besprochen. Am Schluss der Beratungen wurde eine gemeinsame Erklärung verfasst und veröffentlicht. In diesem

Dokument heißt es über die Eucharistie: „Christus selbst ist mit allem, was er für uns und die ganze Schöpfung vollbracht hat, in dieser ‚Anamnese‘ (Gedächtnisfeier) gegenwärtig und schenkt uns Gemeinschaft mit sich“ (Eucharistie, Nr.6).

Gegenwärtig als er selbst und mit allem, was er für uns getan hat!

Die Eucharistie ist das Vermächtnis Jesu, in dem er sein Leben und Wirken zusammengefasst hat. Mit seiner ganzen Person und Existenz hat sich Jesus hineingegeben in die Gaben des Abendmahls. Deshalb konnte er über Brot und Wein sagen: „Das ist mein Leib“, „das ist mein Blut“. Denn das bedeutet im Sinn der Heiligen Schrift: „In diesen Gaben bin ich selbst da, in der Bereitschaft, mein Leben für euch einzusetzen. In dem, was ich euch gebe, bekommt ihr Anteil an mir und meinem Leben, verbinde ich mich mit euch“. Die Worte „Leib“ und „Blut“ meinen nach biblischem Sprachgebrauch Christus selbst in seiner Lebenshingabe, nicht nur bestimmte Teile Jesu („Körper“ – „Blut“), getrennt verstanden.

Diese ganzheitliche Bedeutung von „Leib“ (bzw. „Fleisch“) und „Blut“ zeigt sich z.B. im Johannesevangelium, wenn dort Jesus über die Eucharistie sagt: „Jeder, der mich isst, wird durch mich leben“ (Joh 6,57). Er selbst wird unsere „Nahrung“. Wir nehmen Christus in uns auf, lassen uns von ihm erfüllen.

Die zwei Grundrichtungen des Lebens Jesu

In der Feier der Eucharistie wird Christus gegenwärtig in den zwei Grundrichtungen, die sein Leben charakterisieren. Es sind die Ausrichtung auf seinen Gott und Vater hin, und die Zuwendung zu den Menschen.

- a. Jesus gegenwärtig in seiner Verbundenheit und Einheit mit Gott, dem Vater.

Diese Verbindung mit dem „Vater“ war die Mitte des Lebens Jesu und die Quelle seiner Kraft. Vom Vater wusste er sich gesandt; seinem Heilswillen wollte er zum Durchbruch verhelfen. Dem Vater hat er vertraut, bis in die letzten Stunden seines Lebens hinein. Das zeigt das Dankgebet Jesu beim Letzten Abendmahl. „Er nahm das Brot, sprach das Dankgebet (den Lobpreis), brach es und reichte es ihnen“

(Lk 22,19; Mk 14,22f). Noch im Angesicht des nahen Todes hat Jesus danken können, obwohl er sah, dass sein Leben und Wirken in einem Fiasko endet, menschlich gesehen. Jesus hatte die Zuversicht, dass sein Werk nicht ausgelöscht wird; dass Frucht bringen wird, was er begonnen hat (vgl. auch Mk 14,25).

Dieses Vertrauen und Danken Jesu prägt die Eucharistie für immer, und will auch die Feiernden erfassen. Wer die Eucharistie feiert und empfängt, kann lernen, Gott, seinem Worte und seinem Geiste Raum zu geben; kann lernen, zu erkennen, dass es Grund gibt, zu danken; lernen, sich Gott anzuvertrauen. In diesem Zusammenhang steht die Bezeichnung der Eucharistiefeier als ein „Opfer“ der Christen.

- b. Dann die andere Linie: Jesus in der Eucharistie gegenwärtig auch in seiner Hinwendung zu den Menschen.

Das gehört zu den wesentlichen Kennzeichen des Lebens Jesu. Er hat sich nicht in eine Sonderwelt zurückgezogen. Er hat Anteil genommen am Leben der Menschen, an ihren Sorgen und Nöten, an ihren Freuden und Festen. Jesus wollte den Menschen „dienen“, hat ihnen gedient durch die Verkündigung seiner Botschaft, durch sein heilendes Tun, sein befreiendes Wirken, und schließlich durch das Opfer seines Lebens, in dem er seine Treue zu seiner Sendung besiegelte. „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben“ (Mk 10,45).

Auch in dieser Bewegung auf die Menschen zu ist Jesus gegenwärtig in der Eucharistie. In einem Hymnus des Fronleichnamfestes heißt es: „als Mensch will er uns Bruder sein, im Mahle wird er unser Brot“. Er will uns zur Nahrung werden, das heißt in eine tiefe und innige Verbindung mit uns kommen, uns von innen her beleben.

In diese seine dienende Liebe will Jesus diejenigen hineinziehen, die sein „Gedächtnis“ feiern: dass Wohlwollen, Erbarmen und Hilfsbereitschaft ihr Verhalten prägen. „Wer dies Geheimnis feiert, soll selber sein wie Brot“ (Gotteslob, 620,3)

Die Fronleichnamsprozession – Verehrung der aufbewahrten Eucharistie

Noch immer ist die Sakramentsprozession ein besonderes Merkmal des Festes. Wie schon vermerkt, gehörte sie aber nicht von Anfang an zur Festfeier. Der Festtag sollte sich vor allem durch eine eifrige Teilnahme am Gottesdienst und durch den Kommunionempfang Vieler auszeichnen. Das heutige Kirchenrecht überlässt es dem Bischof, ob und wie eine öffentliche Prozession stattfinden soll (vgl. Codex des kanonischen Rechtes 1983, c.944).

Die Fronleichnamsprozession steht im Zusammenhang einer eucharistischen Frömmigkeit, die sich im 2.Jahrtausend in der westlichen Kirche entwickelt hat. Das eucharistische Brot wurde nicht mehr nur im Hinblick auf die Kranken-bzw. Sterbekommunion aufbewahrt, sondern der so aufbewahrten Eucharistie wird auch ein eigener Kult gewidmet: Verehrung/Anbetung im „Tabernakel“, in besonderen Sakramentsandachten vor dem „ausgesetzten Allerheiligsten“.

Die Ostkirchen kennen zwar auch eine Aufbewahrung der Eucharistie zur Krankenkommunion und zur Liturgie der „vorgeweihten Gaben“, aber die aufbewahrten Gaben werden als solche nicht besonders verehrt, wenn auch mit Ehrfurcht behandelt..

Ausgangspunkt und Grundlage des in der katholischen Kirche praktizierten eucharistischen Kultes ist der Glaube an die reale Gegenwart Christi in den eucharistischen Gaben und die Überzeugung, dass diese Gegenwart bestehen bleibt, solange die eucharistischen Gaben zum Empfang geeignet sind. Die positiven Auswirkungen der „eucharistischen Anbetung“ sind nicht zu leugnen. Sie hat bei Vielen zu einer Christus- und Eucharistiefrömmigkeit mit sehr persönlichem Einschlag und zur Vertiefung des Gebetslebens geführt.

Diese Art des Umgangs mit der Eucharistie muss allerdings mit der entsprechenden Akzentsetzung vollzogen werden. Es muss bewusst bleiben, dass die erste und vorrangige Form der Verehrung der Eucharistie die Messfeier einschließlich des Kommunionempfangs ist. Im Lauf der Geschichte gab in diesem Punkte schwerwiegende Fehlformen, wenn etwa das Anschauen der „Hostie“ zum Ersatz für den Empfang der Kommunion wurde.

In der Verehrung der aufbewahrten Eucharistie werden Elemente aufgegriffen und in den Blick gebracht, die gerade auch zur Messfeier gehören.

In der Eucharistiefeyer werden die eucharistischen Gaben mehrmals gezeigt, zuletzt vor der Kommunion. Wir sollen auf sie schauen: anbetend, dankend, uns bewusst, wer sich uns da schenkt.

Wenn das eucharistische Brot außerhalb der Messfeier vor uns hingestellt, „ausgesetzt“ wird, dann kann das als eine Verlängerung der Zeigegeste vor der Kommunion verstanden werden. Wir können uns mehr Zeit nehmen, die Gabe zu bedenken und zu schätzen, die im Sakrament auf uns zukommt.

Sicher, vom Zeichen des Brotes und des Weines her sind die eucharistischen Gaben in erster Linie nicht zum Anschauen gegeben. Sie sollen genossen werden.

Aber Brot wird auch im allgemeinen Gebrauch ausgestellt und angeschaut. Man sieht es in den Auslagen und freut sich, dass es Brot gibt. Wo es wenig zu essen gibt, wird das vorhandene Brot zuerst einmal angeschaut, in der Hand umgedreht, bevor man es zu sich nimmt.

Ein anderes Element der Eucharistiefeyer sind die Gedenkbitten im Hochgebet: Bitten für die Kirche, für Lebende und Verstorbene. Diese Gedenkbitten können in der Anbetung außerhalb der Messfeier ausgeweitet und konkretisiert werden; auf Menschen und Anliegen bezogen werden, die uns persönlich besonders nahe sind.

Es ist bemerkenswert, dass neuere Ordensgemeinschaften, die sich mit großer Hingabe auf das Leben und die Nöte der Menschen einlassen, der eucharistischen Anbetung einen großen Raum im Tagesablauf geben. Das gilt z.B. von den „Kleinen Brüdern und Schwestern Jesu“ Charles de Foucaulds und von der Schwesterngemeinschaft der „Missionarinnen der Nächstenliebe“, die Mutter Teresa von Kalkutta gegründet hat.

Auch im Bereich der evangelischen Kirchen kann Verständnis für eine Aufbewahrung und Verehrung des eucharistischen Brotes aufgebracht werden. Äußerungen in dieser Richtung kamen schon früh aus der „Gemeinschaft von Taize“, wobei an eine private, nicht allgemein vorgeschriebene Verehrung gedacht war.²⁰ - Eine Schwester der evangelischen „Communität Casteller Ring“ (auf dem Schwanberg bei Kitzingen) sagte 1993 in einem Interview: „Da wir an die Fortdauer der Gegenwart Christi im eucharistischen Brot glauben, legen wir die übriggebliebenen geweihten Hostien in den Gnadenstuhl der Seitenkapelle, katholisch heißt das »Tabernakel«. Einmal im Monat nehmen wir den Kelch mit den konsekrierten Hostien zur Anbetung in der Kirche heraus. Dann können wir bis 23.00 Uhr in der Kirche bleiben und lobpreisen und anbeten“.²¹

3. Herz-Jesu-Fest – eine fundierte Form christlicher Frömmigkeit

Auf den Freitag nach dem zweiten Sonntag nach Pfingsten trifft das Herz-Jesu-Fest. Es wird manchmal auch am darauffolgenden Sonntag gefeiert.

Herz-Jesu-Verehrung! Man wird sagen müssen: Um diese Frömmigkeitsform ist es inzwischen stiller geworden. Sie ist keine so selbstverständliche und allgemeine katholische Praxis mehr.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es einen förmlichen Aufbruch der Herz-Jesu-Verehrung. In vielen Ländern wurden Herz-Jesu-Kirchen gebaut. Man denke an den gewaltigen Bau der Sacre-Coeur-Basilika auf dem Montmartre in Paris (1875 begonnen). In den Kirchen und auch in den Wohnungen konnte man häufig Bilder und Statuen sehen, die Jesus darstellten, der sein Herz zeigt. Ästhetisch und theologisch gesehen, waren es mitunter fragwürdige Darstellungen. Aber hinter all dem stand eine Frömmigkeit, die nicht einfach abgetan werden kann.

Auch wenn sich einiges geändert hat: die Herz-Jesu-Verehrung ist nicht bloße Vergangenheit. Sie lebt weiter in der Kirche, wenn auch etwas verhaltener. Denn sie wurzelt in der Heiligen Schrift. Dort ist es besonders die abgründige Szene, die das Johannesevangelium schildert: Dem am Kreuz gestorbenen Jesus wird mit einer Lanze die Brust durchstoßen, das Herz durchbohrt. Und der Evangelist kommentiert dieses Geschehen mit den Worten: „Sie werden auf den blicken, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,34. 37). Herz-Jesu-Verehrung ist letztlich das gläubige und vertrauende Hinschauen auf diesen Jesus, der alles eingesetzt und gegeben hat.

Beispielhafte Herz-Jesu-Verehrer aus neuerer Zeit

Es gibt in neuerer Zeit bedeutende Christen und Theologen, die bewusste Herz-Jesu-Verehrer waren und die Anregungen für eine zeitgemäße und fundierte

Herz-Jesu-Frömmigkeit gegeben haben. Hier wären zu nennen Charles de Foucauld, Pierre Teilhard de Chardin, Alfred Delp und Karl Rahner.

a. Charles de Foucauld (1858-1916)

Er war zuerst Offizier in der französischen Armee. Als wagemutiger Entdecker hat er Marokko durchwandert und erforscht, als dieses Land für Europäer noch streng verschlossen und verboten war. Später, nach seiner Bekehrung, hat er die Grundlagen gelegt für die Gemeinschaft der „Kleinen Brüder und Schwestern Jesu“. Von ihm sind einflussreiche spirituelle Impulse ausgegangen, die noch immer wirken.

Er ging selbst nach Algerien, in die Sahara, um dort ein Leben des Gebets und der Freundschaft bei den dortigen Nomadenstämmen zu führen. Er wollte als Christ unter den Moslems leben, brüderlich offen für diese Menschen, ohne sie direkt zu missionieren.

Die Gemeinschaft, die er gründen wollte, nannte er zunächst „Die kleinen Brüder und Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu“. Sie sollten nach Marokko gehen, um „dort, am Fuß des Tabernakels und im Namen des heiligsten Herzens die ersten Furchen zu ziehen“. Charles de Foucauld hat sich auf sein weißes Gewand ein Herz und ein Kreuz in rotem Stoff genäht. Er wollte so den Moslems veranschaulichen, was der Kern des Christentums ist: die sich bis zum äussersten einsetzende Liebe Gottes in Jesus Christus; die geduldige und barmherzige Liebe Christi.²²

b. Pierre Teilhard de Chardin (1881-1955)

Dieser französische Jesuit wurde weithin bekannt, nachdem in den 60-er Jahren seine Schriften veröffentlicht werden konnten. Teilhard war ausgebildeter Naturwissenschaftler und hatte an bedeutenden Forschungsprojekten mitgewirkt, z.B. bei Ausgra-

bungen in China, wo man auf frühe Formen des Menschen gestoßen ist. Teilhard hat aber auch Vorbildliches und Faszinierendes für die Verbindung von modernem Denken und christlichem Glauben geleistet.

Dieser Mann sagte von sich, dass sich sein religiöses Leben „im Zeichen und in staunender Anbetung des heiligsten Herzens Jesu“ entwickelt habe. Schon seine Mutter hatte ihn in die Herz-Jesu-Verehrung eingeführt. Immer hatte er ein Herz-Jesu-Bild in seinem Brevier. Ein solches Bildchen hat er öfter befreundeten Leuten geschenkt, wenn er wieder einmal für lange Zeit verreiste. Das „Herz Jesu“ war für ihn „das Herz (die innerste Mitte) der Welt“. Er betete gern die Herz-Jesu-Litanei und ein älteres Gebet, in dem es heißt: „Du aber, mein Herr, nimm mich hinein in das Innerste deines Herzens. Behalte mich darin, läutere mich, entflamme mich, erhebe mich über mich hinaus, damit ich ganz dem Wollen und Verlangen deines reinsten Herzens eingeformt werde“.²³

c. Alfred Delp (1907-1945)

Auf ihn wurde schon im Zusammenhang des Pfingstfests Bezug genommen (oben, S.). Während seiner Haft in Berlin-Tegel hat er auch die Anrufungen der Herz-Jesu-Litanei zum Stoff seiner Betrachtungen gemacht und seine Gedanken schriftlich festgehalten (er musste mit gefesselten Händen schreiben).

Delp schreibt in der Einleitung: „Die Sprache auch der Theologie dieser Andacht (d.h. der Herz-Jesu-Andacht) ist die Sprache der Liebe. Mancher gute Theologe, der aber menschlich Rationalist oder was ähnliches blieb, scheut sich, das Wort Herz überhaupt ernsthaft in den Mund zu nehmen. Wer einmal wirklich jemand gern gehabt hat, braucht keine langen Überlegungen über das Herz als Symbol für die Gesinnungen eines Menschen usw..Er weiß, dass man einem Menschen sagen kann: ‚Du gutes Herz,

du liebes!‘ und damit alles meinen kann, was an Güte und Echtheit und Treue und Hingabe einem von dort her entgegen strömt. Etwas ganz ähnliches gilt hier“.²⁴

d. Karl Rahner (1904-1984)

Wieder ein Jesuit! Er gehört zu den großen Theologen der neueren Zeit.

Von Arbeiten aus der Frühzeit seiner Veröffentlichungen ist festgestellt worden, dass sie aus dem Motiv heraus entstanden sind, „eine theologische Basis für die Herz-Jesu-Frömmigkeit zu finden“ (A.R. Battlog). In diese Linie kann auch seine Doktorarbeit eingereiht werden, in der es um die Auslegungsgeschichte von Vers 19,34 im Johannesevangelium geht: aus der durchbohrten Seite Jesu fließen Blut und Wasser heraus.- In den 40er Jahren hat K.Rahner ein Büchlein mit Betrachtungen zur sog. „Heiligen Stunde“, verfasst, der Andacht am Vorabend des Herz-Jesu-Freitags (erschieden unter dem Pseudonym Anselm Trescher).²⁵

Im 16. Band seiner Schriften zur Theologie, dem letzten Band, der kurz vor seinem Tode herauskam (1984), steht nochmals ein Artikel zum Herz-Jesu-Thema: „Herz-Jesu-Verehrung heute“. Darin heißt es: „Wenn wir »Herz- Jesu« sagen, beschwören wir die innerste Mitte Jesu Christi und sagen, dass diese Mitte Jesu von dem Geheimnis Gottes erfüllt ist, dass in diesem Herzen die unendliche Liebe ist, in der sich Gott selber schenkt,“ (S. 318). Rahner ging es offenbar um ein Thema, das ihn ganz persönlich bewegte.

Die Zeugnisse dieser vier Männer können darauf aufmerksam machen, dass in der Herz-Jesu-Verehrung ein Kern steckt, der mit ursprünglichen und zentralen Inhalten des christlichen Glaubens zu tun hat.

Zum Inhalt der Herz-Jesu-Verehrung

Es ist schon angeklungen: Wenn vom „Herzen Jesu“ gesprochen wird, geht es um die innerste Mitte und die tiefste Wurzel all dessen, was das Leben, Wirken und Wesen Jesu kennzeichnet. Wie es in dem Liede heißt: „Mitten in Jesu Worten, mitten in Jesu Taten, schlägt dies Herz für die Welt“ (Gotteslob, Nr.552). Und diese Mitte ist Liebe: auf Gott, den Vater, hin, und auf die Menschen hin.

In den Evangelien ist nur selten ausdrücklich von der Liebe Jesu zum Vater die Rede. Aber Jesus hat sich das „erste Gebot“, das dem Volk Israel gegeben war, selbst zu Eigen gemacht: den Bundsgott, der für Jesus der „Vater“ ist, „mit ganzem Herzen zu lieben“ (Mk 12,29f).

Das bedeutete: Freude über das, was der Vater ist und tut; Dankbarkeit, Vertrauen, Einverständnis; Einsatz und Bemühen, dass der Vater in seinem Heilswillen erkannt und anerkannt werde; Bereitschaft, den Auftrag des Vaters zu erfüllen. In Bezug auf den letzteren Punkt spricht das Johannesevangelium ausdrücklich von der Liebe Jesu zum Vater (Joh 14,31: „dass ich den Vater liebe und so handle, wie er es mir aufgetragen hat“).

„Herz Jesu“ verweist aber auch auf die Liebe Jesu zu den Menschen. Von dieser Richtung der Liebe Christi ist in der Bibel häufig direkt die Rede.

Hier bedeutet „Liebe“: Offenes Wahrnehmen der Menschen in ihrem Sehnen und Suchen; Anteilnahme an den Freuden und Leiden der Menschen; die „Verlorenen“ nicht aufzugeben; Bereitschaft, dem Leben und Heil der Menschen zu dienen, bis zur Hingabe des eigenen Lebens; Hineinnahme der Glaubenden in den Raum der Liebe zwischen Jesus und dem Vater (Joh 15,9;16,27;17,26).

Von Phil Bosmans stammt der Satz: „Spüren Menschen das Herz eines Menschen, dann kommen sie zum Leben“. Die Evangelien

zeigen, dass die Menschen in der Nähe Jesu „aufgelebt“ sind. Und das war möglich, weil sie hinter seinem Wort, seinem Verhalten, auch seinen Forderungen, ein „Herz“ gespürt haben, sein Herz, seine Liebe. Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments ist diese Liebe Christi eine bleibende Wirklichkeit: im „Fürsprecher“ Christus, der „für uns eintritt“ beim Vater (Röm 8,34; Hebr 7,25; 1 Joh 2,1)

Verschiedenes wird von uns gefordert. Erwartungen werden an uns herangetragen. Anstrengung und Leistung sollen erbracht werden. Wenn es aber immer nur bei Forderungen bleibt, stellt sich die Frage, woher das alles genommen werden soll: die guten Qualitäten, die erwarteten Ergebnisse. Haben diejenigen, die fordern, auch etwas investiert, für eine entsprechende Grundlage und Vorgabe gesorgt?

Im Psalm 119,32 heißt es: „Den Weg deiner Gebote will ich laufen, denn mein Herz machst du weit“. Bereitschaft und Einsatz für das Gute kommen letztlich aus einem Herzen, das weit geworden ist; das aufatmen konnte unter dem Zeichen und dem Eindruck einer verstehenden, wohlwollenen, helfenden Liebe.

Bei Jesus geht eine solche Liebe allen Forderungen und Geboten voraus (Joh 15,9.16; 1Joh 4,9ff). Das kann befreien und bewegen.

4. Kirchweihfest: Haus Gottes – Volk Gottes

Ins Kirchenjahr gehört auch das Fest, das zur Erinnerung an die Weihe bzw. an die erste Indienstnahme des Kirchengebäudes einer Gemeinde gefeiert wird. Es gibt Gemeinden, die den Jahrestag speziell ihrer Kirche feiern; andere Gemeinden feiern das für den dritten Sonntag im Oktober vorgesehene allgemeine Kirchweihfest.

Kirche aus „lebendigen Steinen“

Ein Buch, in dem es um Formen und Symbolik von Kirchenbauten geht, beginnt mit dem Satz: „Lange bevor man Kirchen baute, gab

es die Kirche“.²⁶ Das ist - geschichtlich gesehen - eine unbestreitbare Tatsache.

Wenn man in der Zeit des frühen Christentums von „Kirche“ sprach, dachte man nicht an ein Kirchengebäude. Die „Kirche“, das war die Gemeinschaft der an Christus Glaubenden. Im Hebräerbrief heißt es: „sein (Gottes) Haus sind wir, wenn wir an der Zuversicht und an dem Bewusstsein festhalten, das unsere Hoffnung uns verleiht (Hebr 3,6). An die Korinther schreibt der Apostel Paulus: „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? ... Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr (1 Kor 3,16f). Paulus denkt hier nicht an die einzelnen Christen je für sich, sondern an die Gemeinschaft, an die Gemeinde der Christen in Korinth.

„Geweih“ ist dieser „Tempel“ aus lebendigen Menschen durch den Ruf Gottes zum Glauben, durch die Taufe und die gemeinsame Feier der Eucharistie (vgl. z.B. 1 Kor 12,13; 10,16f; Eph 5,25f).

Besondere, öffentliche Kirchengebäude, die eigens für den Gottesdienst bestimmt waren, gibt es im Christentum erst seit dem vierten Jahrhundert, nach der Verfolgungszeit. Die ersten Versammlungs- und Gottesdiensträume der Christen waren die Häuser und Wohnungen der Gläubigen selbst. Dort wurde die Heilige Eucharistie gefeiert. Paulus spricht in seinen Briefen mehrmals von der „Gemeinde“, die „im Hause“ einer bestimmten Familie zusammenkommt (vgl. Röm 16,5; Philemon 1f). Man kann verstehen, dass sich heute Manche nach diesen Formen gottesdienstlicher Feier zurücksehnen. Alltägliches Leben und Liturgie waren damals sehr nahe beisammen. Die Gruppen, die sich in den Häusern (meist wohlhabender Christen) zusammenfanden, waren zahlenmäßig nicht groß. Man kannte sich gegenseitig. Zur religiösen Gemeinschaft gehörte auch eine starke menschliche Nähe und Verbundenheit. Allerdings hatten dann auch Meinungsverschiedenheiten und Konflikte eine größere Schärfe (vgl. Gal 5,13f).

So ist das Kirchweihfest zuerst ein Bekenntnis zur kirchlichen Gemeinschaft; Ausdruck des Glaubens, dass in dieser Gemeinschaft Gottes Geist lebt und wirkt; dass uns in ihr Christus begegnet; dass uns in dieser Gemeinschaft Gutes geschenkt wird.

Im Evangelium des Festes ist von Zachäus die Rede, der auf einen Baum stieg, um Jesus zu sehen (Lk 19,1-10). Man könnte sagen: Die Kirche im Sinn der konkreten christlichen Gemeinschaft, auch als Institution, ist der „Baum“, auf den wir hinauf müssen, wenn wir Jesus sehen wollen. So wie damals der Oberzöllner Zachäus mit dem Spott der Leute rechnen musste, als er auf den Maulbeerfeigenbaum stieg, so ist es auch für uns keine unbedingt ruhmreiche Sache, zur Kirche zu stehen. Denn da ist Manches nicht so, wie es sein sollte. Aber es ist im Grunde die Chance, mit dem lebendigen Christus in Verbindung zu kommen, nicht mit einem bloß gedachten, gewünschten, rekonstruierten Jesus. „Denn dort musste er (Jesus) vorbeikommen“, sagte sich Zachäus (Lk 19,4). Mindestens das trifft auf die Kirche zu: dass Jesus in ihr „vorbeikommt“. Er ist nicht einfach mit der Kirche gleichzusetzen; mit Manchem in ihr hat er sehr wenig zu tun. Aber er macht die Kirche – auf ihren verschiedenen Ebenen zum Ort, wo er Menschen anspricht; wo sein Geist wirkt.

Kirchengebäude als heilige Zeichen

„Kirchweih“: dieses Wort verweist auf die einstige Weihe des Bauwerks (oder des Raumes), in dem die Gläubigen sich versammeln und Gottesdienst feiern.

Die Weihe selbst liegt meist schon längere Zeit zurück. Das immer wiederkehrende Kirchweihfest ist Ausdruck der Freude darüber, ein „Haus“ einen Raum zu haben, in dem man zusammenkommen kann zu einer würdigen gemeinsamen Feier; ein „Haus“, das einstimmt zu Besinnung und Gebet; das oft auch als Kunstwerk beeindruckt und bewegt.

Der Bau oder die Renovierung einer Kirche war und ist oft ein Element, das eine Gemeinde zusammenführt und verbindet. In der Pfarrkirche St. Martin in Garmisch war im Kirchenführer zu lesen, dass der Bau dieser schönen barocken Kirche möglich war, weil sich die Leute des Ortes ziemlich geschlossen hinter das Projekt stellten: finanziell und mit verschiedenen unentgeltlichen Diensten, mit „Scharwerken“, wie man das nannte. Der Bau der Kirche war ein gemeinsames Anliegen und Werk, und so hat er „Gemeinde“ gebildet, eine solidarische Gemeinschaft. In den Missionen oder in der Diaspora ist es ähnlich. Der Bau einer Kirche oder eines Gottesdienstraums ist wichtig für das Zusammengehörigkeitsbewusstsein einer christlichen Gemeinde.

Der sakrale Bau, der geweihte Raum ist ein Symbol: Zeichen dafür, dass Christus „bei uns“ ist; dass uns ein Platz in seiner Nähe gegeben ist; dass wir aufgenommen sind in den Raum seiner Liebe und Treue.

Die Kirchen sind nicht die einzigen Räume und Orte, wo wir mit Gott zu tun haben. Aber in ihnen und in dem, was in ihnen geschieht, verdichten sich Glaube und Gemeinschaft. In ihrer meist deutlich sichtbaren Gestalt wirken sie auch in die Öffentlichkeit hinein. Sie erinnern an eine Wirklichkeit, die bei all dem, was die Menschen unmittelbar interessiert und beschäftigt, nicht vergessen werden darf. Kirchen „predigen“.

Ein evangelischer Pfarrer, der auch ein respektabler Dichter ist, Detlev Block, hat ein Gedicht verfasst, das sich auf die Kirche seiner Gemeinde bezieht, Es hat die Überschrift „Steinerne Predigt“. Darin ist die symbolische Sprache eines Kirchengebäudes schön zum Ausdruck gebracht.

Die Steine / meiner Kirche predigen.
 Sie predigen / jetzt hundert Jahre.
 Sie predigen / nicht Sehenswürdigkeit,

nicht schöne Lage, / sie predigen Ihn.
 Sie predigen / unaufdringlich
 einer ganzen Stadt, / ohne zu ermüden.
 Den Gleichgültigen, / den Zweifelnden,
 den Suchenden, / den Sicherem.
 Sie predigen / in einer Sprache,
 die jeder versteht...
 Wenn ich mich / unter den Turm stelle,
 bin ich ganz klein / und verstumme.
 Wenn ich / das Gestein berühre,
 und mich anlehne,
 bin ich getröstet.²⁷

Kirchen sind Zeichen. Sie „reden“ und haben Wichtiges zu sagen. Bedrückend und erschreckend, wenn Kirchen verunehrt oder gar geschändet werden.

Alexander Solschenizyn hat in einem seiner Bücher den Zustand vieler Kirchen seiner russischen Heimat in der Zeit des Sowjetkommunismus geschildert. Er denkt besonders an Kirchen auf dem Lande, und er schreibt, es sei ein schöner Anblick, wenn man diese Kirchen aus der Ferne sieht. Wie sie mitten in der weiten Landschaft stehen, mit ihren Kuppeln. Es sei aber niederschmetternd, wenn man dann zu ihnen hinkommt und wenn man sie betritt. Dann „erfährst du“, so Solschenizyn wörtlich, „dass nicht Lebende, sondern Erschlagene dich von weitem grüßen. Die Kreuze sind längst zer schlagen oder schief...Auf den Dächern und in den Mauerritzen wuchert Unkraut...Die Altarbilder - vom Regen verwaschen – sind mit schamlosen Aufschriften verschmiert. Dicht vor der Kirchentür stehen Fässer mit Dieselöl. Dort fährt ein Lastwagen zum Tor der Kirchenvorhalle hinein und wird mit Säcken beladen...“

Immer waren die Menschen selbstsüchtig und oft wenig gut. Aber das Abendläuten erklang, schwebte über dem Dorf, über den Fel-

dern. Es mahnte, nicht an den irdischen Dingen hängen zu bleiben, Zeit und Gedanken der Ewigkeit zu widmen. Dieses Läuten, das nur noch in einem alten Lied erhalten ist, bewahrte die Menschen davor, zu vierbeinigen Kreaturen zu werden“.²⁸

Die Verunehrung dieser alten Kirchen erscheint als ein Frevel. Menschen, die so mit ehrwürdigen Stätten der Religion (und der Kultur) umgehen, haben nicht nur den Glauben verloren, sondern auch grundlegende humane Eigenschaften. Ihr Leben verfällt der Banalität und der Primitivität. Umgekehrt besteht Hoffnung für die Menschlichkeit des Menschen, wenn ein Gespür vorhanden ist für den Wert religiöser Denkmäler; wenn Kirchen in Ehren gehalten und gepflegt werden.

Heutzutage sehen sich Diözesen und Ordensgemeinschaften genötigt, Kirchen, die nicht mehr erhalten werden können, aufzugeben und für andere Zwecke freizugeben. Eine solche „Profanierung“ geschieht in einer rechtlich und rituell geregelten Form, ist aber eine Maßnahme, die weh tut. Wichtig wäre es, „Umwidmungen“ so zu planen und zu gestalten, dass nicht dem Trend zur Kommerzialisierung, einem reinen Kosten-Nutzen-Denken nachgegeben wird. Es gibt Möglichkeiten, Kirchen Zwecken zuzuführen, die Elemente des Sakralraums aufgreifen und in der Nähe des kirchlichen Auftrags liegen (Besinnung, Meditation, Gedenken, Diakonie).²⁹

Kirchen in unserem Leben

Am Kirchweihfest könnte man einen geistigen Streifzug durch Kirchen machen, in denen sich Wichtiges für unser christliches und menschliches Leben abgespielt hat. Es könnte ein Blick sein in die Kirche unserer Taufe, der Erstkommunion, der Firmung, der Trauung, der Diakon- bzw. Priesterweihe. Man kann sich an Kirchen erinnern, in denen wir gut beten oder in der Stille bestimmte Probleme verarbeiten konnten; an schöne Kirchen, die Herz und Geist erheben. Für die Heimatvertriebenen waren die Kirchen nach der „Aus-

siedlung“ oft die Stelle, wo am ehesten wieder das Gefühl einer neuen Beheimatung aufkommen konnte.

Kirchweihe: Was einem Kirchengebäude, einem Kirchenraum die „Weihe“ gibt, ist nicht nur der feierliche Ritus, der seinerzeit von einem Bischof oder dessen Stellvertreter vollzogen wurde. Geweiht und geheiligt ist eine Kirche auch dadurch, dass sich gläubige Menschen für ihren Bau und ihre Erhaltung eingesetzt haben; dass sie in ihr gebetet und gefeiert haben. Eine Kirche ist gewissermaßen verwoben mit den Menschen, die darin ihren Glauben zum Ausdruck brachten; die darin ihr Leben vor Gott gebracht haben: in Besinnung, in Dank, in Bitte oder Klage. Vor allem in Wallfahrtskirchen spürt man dieses Durchtränktsein vom Glauben und Beten Vieler.

5. Allerheiligen – die große Zahl der ans Ziel Gekommenen

Am 1. November begehen die Katholiken das Hochfest „Allerheiligen“.

Im Lauf des Jahres wird oft an bestimmte einzelne „Heilige“ gedacht. Einmal im Jahr soll gedankt werden für alle, die vertrauend und verantwortungsbewusst ihren Weg als Christen gegangen sind und die das Ziel erreicht haben: eine unverlierbare Nähe zu Gott, in der sich ihr Leben und Wesen voll entfalten kann.

Es wird uns gesagt, dass es Viele sind, die dort ankommen. In der Lesung des Festes aus der „Offenbarung des Johannes“ ist die Rede von der „großen Schar“, die niemand zählen kann, „aus allen Völkern und Sprachen“ (Offb 7,9). Es ist ein Hoffnungsbild, das uns die Bibel hier vor Augen stellt: die Vielen, die Gott danken: weil ihr Leben trotz aller Dunkelheiten und Bedrängnissen keine sinnlose Irrfahrt gewesen ist; weil alles Mühen und Suchen nicht vergeblich war. „Dank unserem Gott in alle Ewigkeit“ (Offb 7,12): so können diese Geretteten und Vollendeten sagen.

Gott, der heiligt

Wenn von den „Heiligen“ die Rede ist, von der „Heiligkeit“, sollte zuerst nicht an das gedacht werden, was Menschen zustande bringen und leisten müssen. Die „Heiligkeit“ hat in erster Linie mit dem zu tun, was Gott wirkt und gibt. „Denn sein Erbarmen, seine Gnad sich über uns gebreitet hat“ (Gotteslob 265,2). Das ist das Fundament jeder Heiligkeit: dass Gott, der heilige Gott - er ist der ursprünglich „Heilige“ – mit uns Menschen Verbindung aufgenommen hat; dass er sich uns zugewandt und uns so „geheiligt“ hat. In höchster Weise ist dies Wirklichkeit geworden durch und in Jesus Christus. Von ihm sagt Paulus im Ersten Korintherbrief: ihn, Christus, hat Gott, der Vater, uns als „Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ gegeben (1 Kor 1,30). Das ist von allen gesagt, die durch die Taufe Christen geworden sind. Sie werden deshalb in den neutestamentlichen Texten als „Heilige“ bezeichnet (z.B. Röm 1,7; 1 Kor 1,2; 2 Kor 1,1; Kol 1,3; Phil 4,21f).

Das Fest „Allerheiligen“ ist so zuerst ein Tag des Gedenkens an unsere Taufe, an unsere Berufung zum Christsein. Dass wir uns bewusst machen, was uns durch die Verbindung mit Christus geschenkt ist. In einem Lied ist das gut zum Ausdruck gebracht: „Ich bin getauft und Gott geweiht (geheiligt) durch Christi Kraft und Zeichen, das Siegel der Dreieinigkeit wird niemals von mir weichen. Gott hat mir seinen Geist geschenkt, ich bin in Christus eingesenkt und in sein Reich erhoben“ (Gotteslob, 635,1)

Leben in Heiligkeit

Durch Gottes Ruf und Wirken sind Kräfte und Fähigkeiten in uns angelegt, die ein „heiliges“ Leben ermöglichen, das heißt ein Leben der Gottes- und Nächstenliebe; ein Leben, in dem Gott den ihm gebührenden Platz erhält in unserem Denken, Wollen und Planen.; in dem es Wohlwollen, Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit gegenüber unseren Mitmenschen gibt.

Das Neue Testament spricht davon, dass Gott unsere „Heiligung“ will; ein Leben, „wie es sich für Heilige geziemt“ (vgl. Eph 5,1-4; 1 Thess 4,3-9; 1 Petr 1,15-22). Gemeint ist ein sittenreines Leben, auch im sexuellen Bereich, aber noch mehr ein Verhalten, das von Gerechtigkeit, Güte und Solidarität geleitet ist.

Ein solches vom Geiste Christi geprägtes Leben ist in den verschiedensten Verhältnissen und Lebenslagen möglich. Auch unter den kirchenoffiziell anerkannten Heiligen und Seligen sind Menschen verschiedenen Alters, verschiedener gesellschaftlicher Schichten, verschiedener Berufe. Es gibt selige und heilige Jugendliche, heilige Väter und Mütter, heilige Staatsmänner (Fürsten, Könige), heilige Wissenschaftler, heilige Geschäftsleute, heilige Bauern und Handwerker, Heilige, die chronisch krank waren, sogar heilige Bettler.

Maurice Blondel, ein bedeutender französischer Philosoph (+1949) hat als gläubiger Katholik ein geistliches Tagebuch geführt. Darin vermerkt er einmal, dass es ihm helfe, dass es ihn zum Guten motiviere, wenn er an seine verstorbenen Verwandten denke. Er spricht von seiner „heiligmäßigen Tante“, von seiner „frommen Mutter“, von seinem Vater, dessen „edle Art“ er besitzen möchte, und Blondel schreibt in einer Art Anrufung: „Ihr heiligen Verwandten, denen ich durch Fleisch und Liebe verbunden bin!“³⁰ „Ihr heiligen Verwandten!“ Die gibt es vielleicht auch unter unseren Vorfahren.

Der hl. Alfons von Liguori (1696-1787) hat sich als Seelsorger und Moraltheologe - in der Linie des hl. Franz von Sales (1567-1622) - ganz entschieden gegen die Meinung gewandt, dass manche Berufe und Gruppen in der Gesellschaft nur ein kümmerliches, kein vollwertiges christliches Leben führen könnten. Als alter Mann hat er sich riesig gefreut, als ihm jemand sagte, dass es in Neapel „heilige Kutscher“ gebe. Als junger Priester hatte sich Alfons in Neapel darum bemüht, auch Leute aus den unteren Schichten zu einem vertieften Gebetsleben zu führen. Er hat ihnen etwas zugetraut.³¹

Die „Heiligen“ als Ermutiger

Augustinus schildert in seinen „Bekenntnissen“, dass er zu seiner Bekehrung auch durch das Beispiel von Personen motiviert worden war, die ein konsequentes christliches Leben aufgenommen hatten. Er sah sich durch sie vor die Frage gestellt: „Du willst nicht können, was diese Männer und Frauen vermochten? Oder vermögen sie es etwa aus eigener Kraft, und ist nicht vielmehr Gott in ihnen wirksam?“³²

Auch wir sind nicht mittellos auf den Weg geschickt. Die Grundlagen für ein christliches Leben mit Tiefgang und Ausstrahlung sind gegeben: die Botschaft und das Lebensbeispiel Jesu und das Wirken seines Geistes; die Hl.Schrift und die Sakramente als Quellen; die Gemeinschaft der Glaubenden als Anregung und Stütze. So kann ein Leben reifen für eine Begegnung mit Gott, die unverlierbar mit ihm verbindet.

6. Christkönigssonntag –Ein anderer König

Der letzte Sonntag im Kirchenjahr wird als „Christkönigssonntag“ begangen.

In den Evangelien dieses Sonntags wird das Thema „Christus König“ in verschiedener Akzentuierung beleuchtet. Für das „Lesejahr A“ wurde aus dem Matthäusevangelium der lange Abschnitt vom Weltgericht ausgewählt (Mt 25,31-46). Darin wird der Richter-Christus als „König“ bezeichnet.

Es ist ein bekannter Text, aber auch einer, der „an die Nieren“ geht. Zumal der zweite Teil mit der Verurteilung der Angesprochenen kann „durch Mark und Bein“ gehen. Was da gefordert wird! Wer kann das hören, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen? Wie viele Hungrige, Obdachlose, ungerecht Gefangene gibt es in der Welt, für die wir uns hätten einsetzen können bzw. müssen?

Jesus und auch der Evangelist Matthäus wollten mit dieser Gerichtsrede sicher niemanden zur Verzweiflung bringen. Matthäus wollte allerdings Christen, die es sich eher zu leicht machten, etwas vorlegen, das ihnen zu denken gibt; das sie aufweckt. Und er konnte davon ausgehen, dass diese Christen Jesus ja nicht nur als Schreckbild und Drohgestalt kennengelernt hatten; dass sie ihn vor allem als den erfahren hatten, der Licht und Hoffnung in ihr Leben brachte.

Hoffnung auf Heil

Am letzten Sonntag im Jahreskreis soll uns dieses Stück aus dem Evangelium vor allem etwas über den König Christus sagen. Zweimal wird Jesus ausdrücklich als „König“ bezeichnet. „Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: »kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist«“ (V. 34). Und dann nochmals: „Darauf wird der König ihnen antworten: »was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan«“ (V. 40). Bemerkenswert an diesen Sätzen: an beiden Stellen spricht dieser König Heil zu.

Das ist der Hauptpunkt dieses Evangelientextes. Jesus wird Menschen ins Heil führen, ins endgültige Heil. „Nehmt das Reich in Besitz!“ Das Heil, das ewige Leben, steht auch betont am Schluss des Textes (V.46b) (in anderer Reihenfolge als in der alttestamentlichen Bezugsstelle im Buch Daniel 12,2).

Was ist dann aber mit den abweisenden, verurteilenden Worten über diejenigen auf der linken Seite? Das sind zweifellos ernste Mahnungen zu einem entsprechenden Leben jetzt, in dieser Welt. Es sind aber nicht abschließende Feststellungen über das endgültige jenseitige Schicksal bestimmter Menschen.

Diese Gerichtsworte sagen uns: Es ist nicht gleichgültig, wie wir leben. Es gibt das Gute und das Böse und den radikalen Unterschied

zwischen beidem. Es gibt das Gute, das Zukunft hat, und das Böse, das ins Unheil führt. Das ewige Heil ist nicht etwas Äußerliches, das uns wie eine Mütze über den Kopf gezogen wird. Das Heil ist der von Gott geliebte Mensch selbst, der sich für Gott und die Mitmenschen öffnet. Wenn sich jemand endgültig Gott verschließen würde, verurteilte er sich selbst zum „ewigen Tode“. Und so etwas können wir nicht als Möglichkeit ausschließen.

Wir dürfen aber hoffen, dass kein Mensch endgültig verloren geht; und wir dürfen beten, dass alle einmal bei Gott ankommen. Diese Hoffnung ist uns weder durch die Hl. Schrift noch durch die kirchliche Lehre verwehrt.

Die Aussagen der Hl. Schrift über Verdammnis und Hölle sind Warnungen, die unter einer Bedingung ausgesprochen sind, nämlich: wenn sich jemand endgültig der Gnade Gottes verweigert, dann gibt es für ihn kein ewiges Heil. Ob diese Verweigerung aber tatsächlich geschieht, darüber haben wir keine Gewissheit.

Dass Unheilsansagen in der Hl. Schrift oft eine solche bedingte Geltung haben, zeigt ein Beispiel aus dem Alten Testament. Der Prophet Jona kündigt der Stadt Ninive ganz kategorisch, scheinbar bedingungslos, den Untergang an: „noch 40 Tage und Ninive ist zerstört“ (Jona 3,4). Das hat aber nur unter der Bedingung gegolten, dass die Leute von Ninive so weitermachen wie bisher. Sie bekehren sich aber, und so bleibt die Stadt verschont.

Wir dürfen für alle Menschen hoffen und beten, dass sie ihr letztes Ziel erreichen. Diese Auffassung vertritt auch der Katholische Erwachsenenkatechismus, den die deutschen Bischöfe herausgegeben haben (Bd. I, 1985, 423). Berufen kann man sich auch auf den im Auftrag des Papstes im Jahr 1993 veröffentlichten Katechismus der Katholischen Kirche (vgl. Nr. 1058). Allerdings muss ernst genommen werden, was die Lehre der Kirche über notwendige Läuterungen sagt, die auch noch nach dem Tode oder im Tode möglich

sind. Es braucht unter Umständen sehr schmerzhaftes Wandlungsprozesse, bis ein Mensch ganz für Gott offen ist. Die Tradition spricht vom „Fegfeuer“.

Die Art des „Königs“ Christus

Nun näher zu dem, was das Tagesevangelium über den König Christus sagt!

- a. Das Besondere ist sicher, dass sich dieser König auf die Seite derjenigen stellt, die in Notsituationen sind, die Hilfe brauchen. Es ist die Rede von Menschen, die unter Hunger und Durst leiden, die kein Dach über dem Kopf haben, die krank sind, im Gefängnis. Das sind Beispiele für Notsituationen, die ergänzt werden können. Diese bedürftigen Menschen bezeichnet der König Christus als seine Brüder und Schwestern. Das Gute, das ihnen getan wird, betrachtet er als eine Tat, die ihm erwiesen wurde, auch wenn man ihn nicht erkannt hat.

Das ist kein gewöhnliches Königsbild. In der Nähe von Herrschern und Großen sind üblicherweise nicht arme Leute, sondern Wohlhabende, die nicht ums Überleben kämpfen müssen. Hier, bei Jesus, ist es anders. Er entspricht einer Erwartung, die im Volk Israel immer wach gehalten wurde: die Hoffnung auf einen gerechten König, der wirklich für sein Volk sorgt. Von ihm heißt es z.B. im Psalm 72: „Er rettet den Gebeugten, der um Hilfe schreit, den Armen und den, der keinen Helfer hat; von Unterdrückung und Gewalttat befreit er sie“ (V.12-14).

Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“, sagt Jesus (Mt 25,45).

Dieser König Christus will nicht nur durch das richtige Glaubensbekenntnis und durch ehrfürchtige Liturgien geehrt werden. Nicht nur. Denn Jesus wollte durchaus, dass er erkannt wird in seiner einmaligen Sendung, und dass sich diejenigen, die ihn erkannt

haben, auch zu ihm bekennen. Und für den Evangelisten Matthäus ist es klar, dass Gebet, Gottesdienst und Sakramente zum Christsein gehören, auch die Verbreitung der Glaubensbotschaft (vgl. Mt 28,19f).

Aber: Es geht eben nicht nur darum, dass möglichst viele Menschen Christen werden; gerade die Christen sollen Menschen sein, Menschlichkeit leben.³³ Jesus will nicht zuletzt dadurch geehrt werden, dass wir uns um die Menschen bemühen, die in Not sind. Das ist der Weg zum Heil, zum ewigen Leben. Auch Solche, die Jesus nicht kennen oder ohne persönliche Schuld nicht an ihn glauben, sind in Verbindung mit ihm, wenn sie bedürftigen Menschen beistehen.

Das kann uns ein Trost sein; denn wir haben genügend Gelegenheit, Menschen zu Hilfe zu kommen, die Hilfe brauchen. Bischof Joachim Wanke von Erfurt hat einmal gesagt, jeder und jede sollte jemanden haben, dem er/sie „die Füße wäscht“, d.h. einen uneigennütigen Dienst tut, einen Dienst, bei dem man nicht um sich selbst kreist.

Freilich: Not und Elend haben wir heutzutage massenhaft und weltweit vor uns. Wir wissen um diese Not, und sie übersteigt das, was wir als Einzelne dagegen tun können. Auch Jesus hat nicht alle Not um sich herum beheben können. Aber es ist gut, wenn wir den Stachel spüren, den Armut und Elend in der Welt für uns Christen bedeuten. Und wir können Unternehmungen und Organisationen unterstützen, die durch gemeinsame, auch politische Aktionen für soziale Gerechtigkeit arbeiten, im eigenen Lande und international. Das geht von der Caritas bis zu Amnesty international.

- b. Noch ein Punkt! Ein besonderes Kennzeichen des Königs Christus, wie ihn die Hl. Schrift sieht, liegt darin, dass dieser Herr anderen an seiner Würde Anteil gibt. „Nehmt das Reich in Besitz“,

sagt Jesus im Evangelium zu denen, die zu ihm gehören, d.h. ein königliches Reich, erfülltes Leben. In der Tageslesung aus der Offenbarung des Johannes heißt es: „Er, Christus, liebt uns und hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott, seinem Vater“ (Offb 1,5f).

Jesus als Herr und König will eigentlich keine „Untertanen“, jedenfalls keine, die sich vor ihm ducken; er will keine „Knechte“. Er gibt den Seinen Würde und stellt sie auf die Füße. Das heißt: Christen dürfen selber denken, ein persönliches Gewissen entwickeln, den Mund aufmachen. Dem müssen auch die Umgangsformen in der Kirche entsprechen. Möglichst Viele sollen ihre Glaubenserfahrung und ihr Urteil einbringen können. Sie müssen sich allerdings auch ernsthaft darum bemühen, in den Glauben hineinzuwachsen.

„Wir gehören dem Herrn, und wir sind auch Herren“, so hat Martin Luther einmal in einem lateinischen Wortspiel gesagt, das man im Deutschen nicht so knapp wiedergeben kann. „Domini sumus“, heißt es bei Luther. Das kann im Lateinischen Nominativ und Genitiv sein: „Wir sind des Herrn (gemeint ist Christus), und wir sind gerade so auch selber Herren“. Das ist schön gesagt. Als Christen sollten wir etwas davon spüren; spüren, dass uns Christus auf einen Weg führt, auf dem wir lebendige Menschen bleiben; auf dem wir uns auch entfalten können; das entfalten, was in uns angelegt ist durch Natur und Gnade.

Marienfeste

1. Fest der Verkündigung des Herrn (25.März)

Dieses Marien- und Herrenfest wird von allen christlichen Kirchen gefeiert.

Es hat einen ausdrücklichen biblischen Bezug: die an Maria ergehende Ankündigung der Empfängnis und Geburt Jesu durch den Engel Gabriel. Der entsprechende Bibeltext aus dem Lukasevangelium wird oft gelesen oder zitiert (Lk 1,26-38).

Es ist erstaunlich, dass schon in der Frühzeit der Kirche, im Urchristentum, so hochachtungsvoll und schön von Maria gesprochen und geschrieben werden konnte, wie an diesem Evangelientext zu sehen ist. Es ist kein Zufall, dass die christliche Kunst die Verkündigungsszene in wunderbaren Bildern ausgestaltet hat. Lukas hat sein Evangelium in der Zeit zwischen 80 und 90 nach Christus verfasst und hat dabei an ihm vorausliegendes Material angeknüpft. Wie er über die Mutter Jesu schreibt, lässt schon so etwas wie eine Marienverehrung erkennen.

Ein wichtiges Ereignis der Heilsgeschichte

Dargestellt wird ein einmalig wichtiges Ereignis im Leben Marias, und ein entscheidendes Ereignis in der Geschichte Gottes mit der Menschheit. Maria soll die Mutter des Messias, des Erlösers werden. Sie wird eingereiht in die Linie großer Gestalten Israels. Was der Engel zu Maria sagt, erinnert ja an Worte, die im Alten Testament z.B. an Abraham bzw. Sara (Gen 18,13f; 15,6) gerichtet waren, an Befreier („Richter“) (Ri 6,12), an Propheten. Maria hat einen herausragenden Platz in der Heilsgeschichte.

Für den Evangelisten ist es wichtig, dass Maria als ganzer Mensch, mit Leib und Geist, in das Wirken Gottes einbezogen ist. Maria wird

durch die Botschaft Gottes nicht überrollt. Sie wird angesprochen, sie kann Verstand und Willen einbringen. Sie denkt nach, sie fragt, dann sagt sie ein bewusstes Ja. Maria ist nicht nur als leibliche Mutter Jesu von Bedeutung, als ein unpersönliches „Werkzeug“.

Auch der Evangelist Matthäus würdigt Maria als die Mutter Jesu, als die Mutter des Messiaskönigs. Aber bei Matthäus spricht Maria kein einziges Wort. Bei Lukas redet Maria, auch mit dem hoheitsvollen Engel Gottes. Es schlägt ihr nicht die Sprache. Sie ist als ganzer Mensch beteiligt an dem, was Gott durch sie wirken will.

Man kann nicht sagen, wie einmal jemand gemeint hat: „So wenig die Mutter Einsteins etwas mit den physikalischen Theorien, mit der Relativitätstheorie, ihres Sohnes zu tun hatte, so wenig hat Maria als Mutter Jesu mit dessen Heilssendung und Heilswerk zu tun“. Die Hl. Schrift sieht das anders. Maria gehört mit ihrer Bereitschaft und ihrem Dienst zum Erlösungswerk Christi.

Im übrigen hat wohl auch die Mutter Einsteins etwas dazu beigetragen, dass Einstein der werden konnte, der er gewesen ist; sie hatte etwas zu tun mit den geistigen Anlagen ihres Sohnes und so auch mit dessen Lebenswerk.

Ein Ereignis ohne Aufsehen

Das Evangelium schildert ein wichtiges Ereignis im Leben Mariens und in der Geschichte der Erlösung.

Aber es ist ein Ereignis ohne Aufheben, ohne Lärm, nicht wahrnehmbar in der großen Öffentlichkeit und Welt. Ein Werbespruch des Bayerischen Rundfunks, von „Bayern 5“ lautet: „In 15 Minuten kann sich die Welt verändern. Bei uns bekommen Sie es mit“. Es ist richtig: es gibt Momente, in denen grundlegende Veränderungen geschehen oder ins Rollen kommen. Das können Ideen, Einsichten sein, die sich verhältnismäßig plötzlich einstellen. Das können Entscheidungen sein, die in einem bestimmten Augenblick getroffen

werden. Es stimmt allerdings nicht, dass solche Ereignisse gleich publik werden, sich schnell bemerkbar machen; dass man sie gleich „mitbekommt“. Große Ereignisse kommen „auf Taubenfüßen“, hat jemand gesagt. Große Veränderungen, Umwälzungen haben ihren Anfang oft in einem neuen Denken, das erst später nach aussen dringt, in einer neuen geistigen Perspektive.

Von Karl Valentin stammt der hintersinnige Ausspruch: „Merkwürdig, dass jeden Tag nur so viel passiert, wie in der Zeitung Platz hat“. Hinter dieser witzigen Bemerkung steht natürlich das Wissen, dass jeden Tag mehr passiert als das, was in der Zeitung steht, was in den Medien aufgegriffen wird; mehr als das, was sofort als wichtig erkennbar ist. .

So war es auch bei dem, was das Lukasevangelium in der Geschichte von der Verkündigung an Maria andeutet. Eine „Sternstunde“ war es. Von Stefan Zweig stammt ein Buch mit dem Titel „Sternstunden der Menschheit“ (1927/1943). Darin geht es um historische Augenblicke, in denen der Lauf der Geschichte unerwartet, aber entscheidend beeinflusst wurde. Stefan Zweig schildert auch eine unheilvolle „Sternstunde“. Sie betrifft die Eroberung Konstantinopels durch das osmanische Heer im Jahre 1453. In der Stadtbefestigung war eine kleine offene Tür vergessen worden. Sie wurde von den Belagerern entdeckt und zur Durchbruchsstelle für die Eroberer. Kleine, unbemerkte Vorgänge können gewaltige Folgen haben.

Es gibt aber auch im Guten äusserlich Unscheinbares, das größte Auswirkungen haben kann. Es gibt folgenreiche Stunden und Entscheidungen auch im Leben von Menschen, die nicht im Rampenlicht stehen. Das zeigt uns das Evangelium.

Maria: sie ist keine Berühmtheit unter den registrierten Größen der Welt. Nazareth und Galiläa: das waren keine weltbekannten Orte. Aber dahin geht der Blick des großen und heiligen Gottes. Maria erhält eine einzigartige Aufgabe. Dabei darf man bedenken: in Israel

standen auch einfache Menschen durch ihre Religion, durch die jüdische Religion und Tradition, auf einem beachtlichen kulturellen und geistigen Niveau. Lebensweisheit und Würde waren nicht nur in den oberen Schichten zuhause.

Maria als Fürbitterin

Der einzigartige Platz, der Maria in der Heilsgeschichte zukommt, macht sie auch zu unserer Fürbitterin und Helferin. Maria will ja wohl, dass Jesus auch uns zum Erlöser und Heiland werde.

Der Apostel Paulus konnte zu den Christen, an die er den Galaterbrief schrieb, sagen: „ich erleide von neuem Geburtswehen um euch, bis Christus in euch Gestalt annimmt“ (Gal 4,19). Das muss auch ein Grundanliegen Marias sein: dass Christus in den Christen Gestalt gewinnt; dass etwas von der Art Jesu in unserem Leben verwirklicht und sichtbar wird; dass wir Menschen des Glaubens werden, des Gebets, der Bereitschaft für den Willen Gottes, Anteil nehmende und hilfsbereite Menschen.

Aber auch die unmittelbaren menschlichen Wünsche, Nöte, Ziele dürfen wir von Maria ernst genommen wissen. Sie kennt ja aus eigener Erfahrung diese elementaren Probleme. Wie es in einem bekannten Marienlied heißt: „Du Frau aus dem Volke, von Gott ausersehen, dem Heiland auf Erden zur Seite zu stehn, kennst Arbeit und Sorge ums tägliche Brot, die Mühsal des Lebens in Armut und Not“ (Gotteslob, Nr.594,3).

Die Szene der „Verkündigung“ ist kein Tatsachenbericht im engeren Sinne. Sie bietet nicht einfach „Information“ über biographische Daten. Dem Evangelisten Lukas geht es um die Hintergründe der Geschehnisse, in denen Maria in ihre Berufung zur Mutter Christi hineingewachsen ist. Maria musste lernen und hat gelernt (vgl. Lk 2,19. 33ff. 51), ihre Aufgabe zu verstehen und zu leben.

2. Fest der Aufnahme Marias in den Himmel

Am Ursprung dieses Festes steht der älteste Mariengedenktag. Seit dem 5. Jahrhundert wurde am 15. August in Jerusalem das Fest der „Entschlafung“ („Koimesis“) Marias, ihres „Heimgangs“ gefeiert. Vom 7. Jahrhundert an wird das Fest von der Westkirche übernommen, auch unter dem Titel „Entschlafung“ („dormitio“). Später setzte sich hier die Bezeichnung „Aufnahme („assumptio“) Marias“ durch, ohne Beanstandung von seiten der östlichen Kirchen.

In Griechenland wird das Fest der Aufnahme Marias das „Sommer-Ostern“ genannt. Ostern wird sozusagen nochmals gefeiert, mitten im Sommer. Der Blick geht zuerst auf den auferstandenen Christus. An seinem Leben hat Maria Anteil erhalten.

Sprache der Bilder

Eine Besinnung zu diesem Fest könnte in einer Art geistiger Wallfahrt bestehen, einer Wallfahrt zu schönen Kirchen, die am 15. August ihr Patrozinium haben. Solche Kirchen gibt es viele, vor allem in Süddeutschland und Österreich. In ihnen ist das Thema, die Wahrheit des Festes, oft in bedeutenden Kunstwerken zum Ausdruck gebracht: auf Altarbildern, in Deckengemälden, in Skulpturen.

In der Barockzeit sind die Bilder meist so gestaltet, dass man in der unteren Hälfte die Apostel beim (leeren) Grab Marias sieht, darüber dann die emporgehobene, aufsteigende Gestalt der Mutter Christi. Diese Bilder müssen die Menschen, für die sie zuerst geschaffen wurden, sehr angesprochen und beeindruckt haben. Sie sind ihnen zu einem Ausdruck ihrer Hoffnung geworden und zu einem Sinnbild für die Bedeutung und Würde ihres eigenen Lebens.

Von Dostojewski, dem großen russischen Schriftsteller, wird berichtet, dass er bei einem Besuch in Dresden mehrmals in das Museum gegangen ist, in dem die „Sixtinische Madonna“, das berühmte Gemälde Raffaels, zu sehen war. Gefragt, warum er das Bild so oft

betrachte, gab er zur Antwort: „damit ich nicht am Menschen verzweifle“. Der Blick auf Maria als Hoffnungsanker! An ihr sieht man, dass es mit dem Menschen gut ausgehen kann; dass auch ein verhältnismäßig schlichtes Leben für immer strahlen kann.

Die älteren Darstellungen der Aufnahme Marias sind etwas anders angelegt als die Bilder der Barockzeit. Auf Ikonen der Ostkirche oder in Buchmalereien der romanischen Zeit sieht man Maria auf dem Sterbebett liegen. Die Apostel sind versammelt, haben Kerzen angezündet und verrichten die Gebete der Sterbe- bzw. Totenliturgie. Aber in der Mitte des Bildes steht Jesus, hochaufgerichtet. Er nimmt Maria, seine Mutter, auf. Er trägt sie (ihre „Seele“) auf dem Arm in der Form eines kleinen Menschleins. Er nimmt Maria hinein in sein Auferstehungsleben.

In einer bemalten frühmittelalterlichen Handschrift von der Insel Reichenau (10. Jahrh.) ist das besonders eindrucksvoll dargestellt. Jesus - mit großen Augen gezeichnet – hält Maria mit ausgestreckten Armen hoch empor: eine Geste der Bergung und Rettung, aber auch der Ehrung und Würdigung.

Maria - Christus

Auf all diesen Bildern ist Maria nie allein zu sehen. Immer ist sie in Verbindung gebracht mit Christus und dem dreifaltigen Gott. Maria hat ihre Vollendung nicht aus sich selbst. Sie ist „verherrlicht“, weil sie tief mit Christus verbunden ist, und weil dieser Christus der lebendige Auferstandene ist. In einem Lied ist das schön ausgedrückt: „Du strahlst im Glanz der Sonne, Maria, hell und rein; von deinem lieben Sohne kommt all das Leuchten dein“ (Gotteslob, 588/3).

Ein Wort Jesu in den Evangelien lautet: „Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem Vater im Himmel“ (Mt 10,32). Dieses Wort und seine Verheißung darf auf Maria bezogen werden.

Sie hat sich zu Jesus bekannt in seinem irdischen Leben, zunächst in einer ganz elementaren Weise als seine Mutter. Sie hat Ja zu ihm gesagt als ihrem Kinde und hat ihm dadurch die menschliche Grundlage vermittelt, auf der er leben und sich entfalten konnte. Gleichzeitig hat sie sich aber auch durch eine gläubige Haltung und Bereitschaft zu Jesus bekannt, bis hin zum Kreuze. Das zeigen die Texte, die in der Hl. Schrift von Maria sprechen (vgl. Lk 1,38; 2,34ff; Joh 2,5; 19,25).

Diesem Bekenntnis Marias zu Jesus entspricht, dass sich auch Jesus zu ihr bekennt als seiner Mutter, für immer. Er wird den Tag nie verfluchen, an dem ihn seine Mutter gebar, wie es Jeremia in seiner Verzweiflung einmal tat (Jer 20,14ff). Jesus will für immer der Sohn seiner Mutter Maria sein.. Und das heißt: Er lässt sie teilhaben an seinem eigenen vollendeten Leben. Im Johannesevangelium, in den Abschiedsreden, betet Jesus: „Vater, ich will, dass alle, die Du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin; sie sollen meine Herrlichkeit schauen“ (Joh 17, 24). Dieser Wille Jesu, diese Bitte Jesu, muss für Maria in Erfüllung gegangen sein. Denn sie gehört in besonderer Weise zu denen, die der Vater ihm gegeben hat, als Mutter und als Glaubende.

Aufnahme finden

Aufnahme Marias in den Himmel“! Oft zeigen die Bilder, wie Maria in die Höhe gehoben wird, von Jesus, oder von Engeln getragen.

Maria wird aufgehoben, nicht fallengelassen oder gar weggeworfen. Sie versinkt nicht in die Bedeutungslosigkeit. Ihr Leben und Wesen gehen nicht unter, verfallen nicht der Einebnung und der Vergleichgültigung. Was sie war und ist, kommt jetzt voll zur Geltung und zur Wirkung. Es strahlt aus und wird zu einem Zeichen, zu einer Quelle für uns.

Maria: aufgenommen in die ewige Gemeinschaft mit ihrem Sohne. Aufgenommen werden, Aufnahme finden: das ist das Ziel einer menschlichen Ursehnsucht. Wir möchten „aufgenommen“ werden. Die Kinder, die kleineren, haben das Bedürfnis, immer wieder einmal von den Eltern hochgehoben und auf die Arme genommen zu werden. Aber nicht nur die Kinder suchen dieses Aufgenommen- und Angenommensein. Durch unser ganzes Leben hindurch geht es darum, „Aufnahme“ zu finden, Aufnahme in verschiedener Hinsicht: dass sich jemand für uns interessiert; dass uns jemand anhört; dass uns echtes Wohlwollen entgegengebracht wird; dass wir in unserer persönlichen Eigenart ernstgenommen werden; dass unsere Bemühungen beachtet und gewürdigt werden; dass unsere Unzulänglichkeiten und Schwächen nicht verächtlich gemacht werden; dass mit unseren Wunden schonend und barmherzig umgegangen wird; dass wir nicht alleingelassen werden, sondern Gemeinschaft erfahren dürfen. Darauf zielt ein tiefes Verlangen in uns.

Das Bild der Aufnahme Marias in den Himmel bestätigt uns, dass diese Sehnsucht nach Aufgenommensein ihr Recht hat, sogar über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus. Durch Jesus wissen wir von einem Gott, der die Gemeinschaft mit uns Menschen will; der uns sogar suchend nachgeht; der sich im Werk der Erlösung bis zum äussersten für uns eingesetzt hat. Diesem Gott dürfen wir vertrauen, dass er uns auch dann nicht fallen lässt, wenn wir im Tode unsere geschöpflichen Grenzen voll erleben. „Am Ende nimmst du mich auf in Herrlichkeit“: so hat ein Psalmenbeter im Alten Testament zu Gott gesprochen (Ps 73,24). Das dürfen Christen nachsprechen. „Du nimmst mich auf, auch am Ende.“

Anmerkungen

¹ E. Feifel / W. Kasper (Hgg.): *Tradierungskrise des Glaubens*, München 1987, 184

² Zitiert bei: W. Lambert, „Gott ist ganz groß und ganz klein“, in: *Geist und Leben* 51 (1978), 468-473, hier 471

³ Aus: W. Willms, *roter faden glück*, Kevelaer (Verlag Butzon & Bercker) 1974, 9.23

⁴ *Stimmen der Zeit* 218(2000) 793-794

⁵ Vgl. J. Hirschberger, *Geschichte der Philosophie*. Bd.2, 13.A., Freiburg i. Br. 1976, 347

⁶ W. Willms, *roter faden glück*. Kevelaer (Verlag Butzon & Bercker) 1974, 9.27

⁷ Text in: H. Henrix / W. Kraus (Hgg.), *Die Kirchen und das Judentum*. 2.Bd., Paderborn-München 2001, 974-976

⁸ Zu diesem Punkt: L. Schenke u.a.: *Jesus von Nazaret – Spuren und Konturen*. Stuttgart 2004, 105, 253; L. Angel Montes Paral, Zurück zum Vater Jesu Christi, in: Th. Schmeller (Hg.), *Neutestamentliche Exegese im 21. Jahrhundert* (FS J. Gnllka). Freiburg i.Br. 2008, 355-380, 356 (Anm.6 : „mystische Begegnung mit dem Vater“)

⁹ Im Nachhinein habe ich gesehen, dass Klaus Berger so übersetzt (*Das Neue Testament und frühchristliche Schriften*, übersetzt u. kommentiert v. K. Berger und Chr. Nord, Frankfurt u. Leipzig 1999, 394)

¹⁰ Aufbau-Verlag, Berlin 1953, 688.

¹¹ Vgl. P. Köster, *Lebensorientierung am Markusevangelium*. St. Ottilien 1999, 231f; H.-J. Venetz, *Er geht euch voraus nach Galiläa*. Mit dem Markusevangelium auf dem Weg. Freiburg/Schw. 2005, 62, 217-228

¹² Eine Parallele zwischen dem auferstandenen Jesus und dem ägyptischen Josef hat schon im Mittelalter der Zisterzienserabt Werricho von Igny (+1157) gezogen. Werricho hebt allerdings auf einen anderen Aspekt der Geschichte ab als den hier aufgegriffenen (vgl. *Lektionar zum Stundenbuch* <Einsiedeln u. Köln 1980>, 2.Reihe, Heft 3, 55f

¹³ Nähere Hinweise bei: P.Rothert, Auferstanden ist der gute Hirt, in: *Erbe u. Auftrag* 66(1990) 129-136; H.Feilzer, Das „Pastor bonus“-Motiv in Kirche und Pastoraltheologie, in: *Trierer Theol. Zeitschr.* 100(1991) 243-259; H.M.Stenger, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes*. Mitgift und Gift biblischer Bilder. Innsbruck-Wien 2000, 84-87

¹⁴ *Über die Auferstehung Jesu Christi*. Einsiedeln 1968, 22

¹⁵ *Frühchristliche Apologeten und Märtyrerakten*, II. Bd. BKV, Kempten u. München 1913, 328, 307f, 366

¹⁶ B.Pascal, *Über die Religion* (Pensees, Fragment 793). Tübinger Verlagshaus, 4. A. 1948, 376ff

¹⁷ A. Delp, *Gesammelte Schriften* (hgg. Von R.Bleistein), Bd.4, Verlag J.Knecht, Frankfurt a.M. 1984

¹⁸ Vgl. O.H.Pesch, *Heute Gott erkennen*, Mainz 1980, 137f

¹⁹ Zum Thema vgl. G.Greshake, *Der dreieine Gott*. Eine trinitarische Theologie. Freiburg-Basel-Wien, 4.A. 2001, 550f; J.Werbick, *Gott kann etwas mit uns anfangen*. Donauwörth 2000, 68ff, 211ff; S.Pemsel-Maier, Ikonographie der Dreifaltigkeit, in: *Lebendige Seelsorge* 53(2002) 24-28

²⁰ Vgl. Zeitschrift *Verbum Caro* 1966/1967, n.78, p.98

²¹ Zeitschrift *Charisma* 1993/1, 29

²² Vgl. J.-F.Six, *Charles de Foucauld- Der geistliche Werdegang*, München-Zürich-Wien 1978, 241-244, 257ff, 292ff

²³ Vgl. H.de Lubac, *Der Glaube des Teilhard de Chardin*. Wien-München 1968, 55f; P. Teilhard de Cardin, *Lobgesang des Alls*. Oten u. Freiburg i. Br. 1961, 35-42. 45-53

²⁴ A. Delp, *Gesammelte Schriften* (hgg. R. Bleistein), Bd.4 (J. Knecht, Frankfurt a. M. 1984, 243

²⁵ *Heilige Stunde und Passionsandacht*. Innsbruck 1949

²⁶ A. Adam, *Wo sich Gottes Volk versammelt*. Gestalt und Symbolik des Kirchenbaus. Freiburg i.Br. 1984

²⁷ D. Block, *Licht-Wechsel*. Gesammelte Gedichte. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 1999, 432f

²⁸ A. Solschenizyn, *Im Interesse der Sache*. Erzählungen, 4.A., H. Luchterhand Verlag, Neuwied u. Berlin 1970, 277f

²⁹ Anregungen in: *Religionsunterricht an höheren Schulen*, Heft 3/2009 („Heilige Orte-Verlassene Kirchen“); hier besonders A. Gerhards, Nutzen statt umnutzen, S.152-162.

³⁰ M. Blondel, *Tagebuch vor Gott* (1883-1894). JohannesVerlag Einsiedeln 1964, 33, 128

³¹ Th. Rey-Mermet, *Alfons von Liguori*. Der Heilige der Aufklärung. Herder, Wien 1987, 654f, 170ff

³² Aurelius Augustinus, *Bekenntnisse*. BKV, Kempten u. München 1914, VIII,6-8 (S. 170-175, 182)

³³ Vgl. W. Pesch, Matthäus als Gemeindeftheologe und Seelsorger, in: *Theol. d. Gegenw.* 32(1989), 277-289, 283.